

Leuphana Universität Lüneburg
WiSe 2015/2016

Von der Entnaturalisierung von Muttermythen zur neoliberalen Top Mum?

Eine kritische Betrachtung von Stilldiskursen

From the denaturalisation of mother myths to neoliberal top mums?
A critical examination of breastfeeding discourses

Masterarbeit von Ann-Kathrin Mader

im Major Kulturwissenschaften – Culture, Arts and Media

Erstbetreuung: Dr. Steffi Hobuß
Zweitbetreuung: Prof. Dr. Elke Grittmann

Inhaltsverzeichnis

1 Einleitung	3
2 Mutterschaftsdiskurse	5
2.1 Gute Mutterschaft als sozial konstruiertes Idealbild	6
2.2 Naturalisierung guter Mutterschaft	11
3 Diskurse des Neoliberalismus	15
3.1 McRobbie: Der neue Geschlechtervertrag des Neoliberalismus.....	16
3.1.1 Backlash, Postfeminismus und neuer Geschlechtervertrag.....	17
3.1.2 Festigung der heteronormativen Kleinfamilie und geschlechterstereotyper Rollenbilder	19
3.1.3 Mutterschaft im Rahmen des neoliberalen Geschlechtervertrags und New Maternalism	20
3.2 Boltanski/Chiapello: Der neue Geist des Kapitalismus	22
3.2.1 Der neue, neoliberale Geist des Kapitalismus	23
3.2.2 Die projektorientierte Werteordnung des Neoliberalismus	25
3.3 Bröckling: Das unternehmerische Selbst	27
3.3.1 Das Leitbild des unternehmerischen Selbst.....	28
3.3.2 Das unternehmerische Selbst aus Gender-Perspektive.....	32
3.4 Die neoliberale Top Mum als Mutterideal unserer Zeit?.....	35
4 Kritische Betrachtung von Stilldiskursen	42
4.1 Stilldiskurse	42
4.1.1 Stillen – eine ahistorische anthropologische Konstante?	43
4.1.2 Naturalisierung des Stillens	47
4.1.3 Stillen vs. Gleichberechtigung?	50
4.1.4 Stilldiskurse – ein Zwischenfazit.....	53
4.2 Über das Verhältnis von Neoliberalismus, Naturalismus und Kritik – am Beispiel des Stillens	54
5 Abschließende Betrachtungen	62
Literaturverzeichnis	68

1 Einleitung

Im 20. Jahrhundert hat sich der Stellenwert von Kindern in westlich geprägten Gesellschaften erhöht¹: Verhütung und Abtreibung sind zuverlässiger beziehungsweise sicherer, üblicher und einfacher zugänglich geworden. Die Möglichkeit, sich nun auch gegen ein Kind entscheiden zu können, legt die Vermutung nahe, dass auch die Entscheidung für ein Kind bewusster getroffen wird als in früheren Zeiten². Zudem hat sich durch (entwicklungs-)psychologische Zugänge der Blick auf Kinder verändert: Anders als zuvor werden sie nun als eigenständige Persönlichkeiten betrachtet und ihnen werden mehr Bedürfnisse zugesprochen, bei deren Nichterfüllung mit Folgen für die psychische und auch physische Gesundheit des Kindes gerechnet wird.³ Diese Diskurse – die (zumindest unterstellte) bewusste Entscheidung für ein Kind und die größere Bedeutung, die der Erziehung im weitesten Sinne beigemessen wird – erhöhen den gesellschaftlichen Anspruch an Mütter: Entscheidet sich eine Frau dafür, ein Kind zu bekommen, so soll sie diesem auch eine gute Mutter sein. Ausgehend von dieser Beobachtung steht die Frage nach einem veränderten Mutterideal und den damit verbundenen gesellschaftlichen Anforderungen an Mütter im Mittelpunkt dieser Arbeit. Exemplarisch verdeutlicht werden diese Zusammenhänge am Beispiel des Stillens.

Doch was ist eine 'gute Mutter'? Das Mutterbild korreliert stets mit dem Frauenbild des jeweiligen gesellschaftspolitischen Kontextes. Beide Rollenbilder wiederum sind nicht losgelöst von ihrem historischen Kontext und den damit verbundenen sozial- und arbeitsmarktpolitischen Entwicklungen und Herausforderungen zu betrachten. 'Gute Mutterschaft' ist daher immer ein Konstrukt, dessen Eigenschaften diskursiv verhandelt werden. Ein Blick auf einige diskursive Verschiebungen, die in der Vergangenheit zu einer Veränderung des Mutterideals geführt haben, leitet in das Themenfeld der vorliegenden Masterarbeit ein und skizziert den historischen Hintergrund, vor dem aktuelle Vorstellungen von 'guter Mutterschaft' zu verstehen sind. Gesellschaftliche, politische, medizinische und philosophische Diskurse, in denen ein bestimmtes Bild von Mutterschaft vertreten wird, greifen häufig auf Naturalisierungen zurück, um dieses Bild zu legitimieren. Dies bedeutet, dass die bei Müttern gewünschten Verhaltensweisen und Einstellungen als biologisch oder genetisch veranlagt betrachtet werden, sodass es schwieriger wird, sich als Mutter diesen

¹Zur Stellung des Kindes/zum Blick auf das Kind vor 1760 siehe Badinter (1987), S. 35-60 und Beck (1986), S. 193f.

²Für eine detailliertere Auseinandersetzung mit dieser Frage vgl. Beck-Gernsheim (1984), S. 15-26: Praktiken, die zur Beeinflussung der Kinderzahl führen sollten, sind durch viele Jahrhunderte hinweg bekannt. Allerdings lässt sich im Übergang von der vorindustriellen zur modernen Gesellschaft eine Veränderung der Kontrollinstanz für die Kinderzahl feststellen – weg von der sozialen Kontrolle durch Politik, Kirche und gesellschaftliche Normen, hin zum einzelnen entscheidungsmündigen Paar.

³Zur Veränderung der Bedeutung der Stellung von Kindern in der Gesellschaft und insbesondere den Familien in den letzten drei Jahrhunderten siehe beispielsweise Rosenbaum (1982) und Shorter (1977).

Idealvorstellungen zu entziehen oder bewusst andere Entscheidungen zu treffen. Denn Frauen, die nicht dieses 'natürliche' mütterliche Verhalten zeigen, werden pathologisiert – bei ihnen ist der 'natürliche Mechanismus kaputt' – oder als 'Rabenmütter' betrachtet, die aus egoistischen Motiven den 'Ruf der Natur' verleugnen. Besonders wichtige Argumentationsfiguren sind in diesen Naturalisierungsdiskursen die Bedeutung des Stillens, die Rolle der Hormone sowie Erkenntnisse der Hirnforschung.

Die Wirkmächtigkeit solcher Naturalisierungsbestrebungen zu kritisieren, ist aus feministischer Perspektive eine wichtige Angelegenheit, denn die Vorstellung einer von der 'Natur' angelegten Mütterlichkeit steht im Widerspruch zu einem emanzipierten Frauenbild. Doch die Kritik an Naturalismen und Biologismen im Zusammenhang mit dem Thema Mutterschaft und insbesondere dem Stillen läuft Gefahr, in eine affirmative Haltung zu neoliberalen Diskursen umzuschlagen. Denn ein Hauptargument gegen das Stillen ist aus emanzipatorischer Sicht die damit verbundene Einschränkung der mütterlichen Freiheit – die nur allzu leicht auf die Freiheit zur Selbstverwirklichung durch Erwerbsarbeit reduziert werden kann. Auf diese Weise kann das Stillen als Hindernis für den raschen beruflichen Wiedereinstieg der Mutter nach der Geburt umgedeutet werden. Die 'gute Mutter' gerät durch diese Umdeutung vom Regen in die Traufe, denn eine Ideologie wird so lediglich gegen eine andere eingetauscht. Ziel der vorliegenden Arbeit ist es daher, zu untersuchen, inwiefern eine solche Verflechtung von Naturalisierungskritik und neoliberalen Diskursen besteht. Zu diesem Zweck werden im Anschluss an die Mutterschaftsdiskurse drei neoliberale Teildiskurse näher betrachtet, die jeweils spezifische Relevanz für das Mutterbild haben: McRobbies in *Top Girls* (2010) beschriebener neuer Geschlechtervertrag des Neoliberalismus, *Der neue Geist des Kapitalismus* (2013) von Boltanski und Chiapello sowie *Das unternehmerische Selbst* (2007) von Bröckling bilden somit eine theoretische Rahmung für die anschließende Betrachtung aktueller Stildiskurse. Neoliberalismus wird in diesem Zusammenhang in Bezug auf Bröckling, Lemke und Krasmann (2000) als ein bestimmtes „politisches Projekt, das darauf zielt, eine soziale Realität herzustellen, die es zugleich als bereits existierend voraussetzt“ (S. 9.), verstanden, wodurch die Dynamik und Relevanz solcher Diskurse hervorgehoben wird.

An der Praxis des Stillens kann das Verhältnis von Naturalismus, Neoliberalismus und Kritik besonders gut aufgezeigt werden: Denn zum einen ist die Auffassung vom Stillen als 'natürlichste Sache der Welt' gesellschaftlich weit verbreitet, zum anderen gerät das Stillen früher oder später häufig mit dem beabsichtigten Berufseinstieg der Mutter in Konflikt. Damit befindet sich das Stillen auf der Schnittstelle von naturalistischen und neoliberalen Diskursen sowie Diskursen über die gleichberechtigte Aufteilung innerfamiliärer Sorge- und

Erziehungsarbeit. Bislang vorliegende Arbeiten über das Stillen nehmen zumeist nur einen dieser Aspekte in den Blick (vgl. Avishai 2007 u. 2011; Freudenschuß 2012; Schneider 2013; Rüling 2008). Eine Ausnahme bildet hier das umfassende Werk *Is Breast Best?* von Wolf (2011) – allerdings bezieht sie sich in ihrer Erforschung von Stilldiskursen auf die USA. Die Auseinandersetzung mit dem Thema Mutterschaft und der Praxis des Stillens im Zusammenhang mit sowohl naturalistischen als auch neoliberalen Diskursen unter besonderer Berücksichtigung einer feministischen Perspektive, die die zu beobachtende Traditionalisierung von Geschlechterrollen im Zuge der Geburt des ersten Kindes eines Paares als äußerst kritisch bewertet, begründet die Relevanz der vorliegenden Arbeit. Dieser breit gefächerte Zugang wird als explizit kulturwissenschaftlicher betrachtet.

2 Mutterschaftsdiskurse

Wie eingangs bereits deutlich wurde, ist das, was eine Gesellschaft unter einer 'guten Mutter' versteht, variabel. So ist das Bild der 'guten Mutter' stets eingebunden in eine Vielzahl unterschiedlicher Diskurse – sozioökonomische, welche Mutterschaft in Bezug zu sozial- und arbeitsmarktpolitischen Entwicklungen und Herausforderungen setzen, aber auch medizinische, psychologische und pädagogische Diskurse, die die entsprechenden Auswirkungen bestimmter mütterlicher Verhaltensweisen auf Kinder, aber auch die Mütter selbst thematisieren, sowie soziologische und philosophische Diskurse, die übergeordnete Fragestellungen wie gesellschaftliche Werte oder Geschlechterstereotype behandeln. Das Ideal der 'guten Mutter' ist also stets ein diskursiv hergestelltes Bild. Autorinnen wie Badinter (1987) oder Schütze (1991) und Vinken (2011) haben dies für den spezifisch französischen beziehungsweise deutschen Kontext eindrucksvoll aufgezeigt. Anhand einiger dieser markanten Punkte, an denen diskursive Verschiebungen zu Veränderungen des jeweils vorherrschenden Mutterbildes geführt haben, wird im Folgenden die Auffassung von 'guter Mutterschaft' als einem sozial konstruierten Idealbild verdeutlicht. Trotz dieses theoretischen Bewusstseins für die Variabilität von Mutterbildern kann ein starker Hang zur Naturalisierung von Mutterschaft beobachtet werden. Die Funktionsweise und Bedeutung solcher Naturalisierungen wird daher im Anschluss aufgezeigt.

2.1 Gute Mutterschaft als sozial konstruiertes Idealbild

Die Unabdingbarkeit mütterlicher Fürsorge sowohl aus mütterlicher als auch aus kindlicher Sicht ist das Grundmotiv des Gefühls der Mutterliebe, dem sich Badinter (1987) in ihrem viel rezipierten Buch *Die Mutterliebe. Geschichte eines Gefühls vom 17. Jahrhundert bis heute* zuwendet. Sie ist ebenso das Grundmotiv zweier aktuell viel Zuspruch erfahrender Erziehungsstile, des Attachment-Parenting und des Intensive Mothering. Badinter zeigt allerdings auf, dass dieses instinktähnliche,

scheinbar universelle weibliche Gefühl der Mutterliebe keineswegs eine anthropologische Konstante ist, sondern erst im 18. Jahrhundert 'erfunden' wurde (vgl. Badinter 1987: S. 45-112).

In der vorindustriellen Gesellschaft stellte sich die Frage nach dem Mutterbild kaum, denn das Prinzip der männlichen beziehungsweise väterlichen Autorität wies der Frau einen kaum besseren Status als den Kindern zu – beide wurden gesellschaftlich nicht wertgeschätzt, sondern vielmehr mit der Erbsünde in Verbindung gebracht und schlecht behandelt (vgl. Badinter 1987: S. 15-60). Dabei stellt Badinter drei Diskurse heraus, die zusammengenommen dieses Prinzip stützen und so die niedere Rolle der Frau rechtfertigen: „der des Aristoteles, der bewies, daß die Autorität natürlichen Ursprungs sei, der der Theologie, der behauptete, daß sie göttlichen Ursprungs sei, schließlich der Diskurs der Politiker, die sich auf beide zugleich beriefen.“ (ebd.: S. 16f.) Doch während diese Diskurse während des 17. und 18. Jahrhunderts allmählich etwas von ihrer Wirkungsmacht einbüßten, etablierte sich zeitgleich eine Praxis, die Badinter heranzieht, um das Nicht-Vorhandensein eines universellen Gefühls der Mutterliebe zu illustrieren: Städtische Französinen begannen, ihre Kinder direkt nach der Geburt aufs Land zu Ammen zu geben, obwohl dadurch die Gefahr des Kindes, an Unterernährung, Krankheit oder Verwahrlosung zu sterben, extrem anstieg (vgl. ebd.: S. 91-99). Die Gründe für die Entscheidung, die Kinder wegzugeben, waren unterschiedliche: Bei den Handwerkerfamilien überwogen ökonomische Überlegungen, denn es war für sie günstiger, die Unterbringung bei einer Amme zu bezahlen, als die unentgeltliche Arbeitskraft der Frau im Familienbetrieb durch einen Angestellten ersetzen zu müssen, weil die Frau aufgrund der Versorgung der Kinder ausfiel (vgl. Badinter 1987: S. 52f.). Für das (Klein-)Bürgertum, für das solch wirtschaftliche Gründe keine Rolle spielten, erklärt Badinter die Inanspruchnahme des Ammenwesens zum einen aus dem starken Einfluss der männlichen Autorität, die ein dem Ehemann zugutekommendes Verhalten der Ehefrau über das Wohlergehen des Kindes stellte⁴. Zum anderen kann das Verhalten der bürgerlichen Schicht mit dem Nachahmen von in Adelskreisen verbreiteten Moden erklärt werden (vgl. ebd.: S. 46f.). Der Adel ist für Badinters These am aufschlussreichsten, da die adeligen Frauen über die größte Freiheit verfügten. Das Kind zu einer Amme zu geben stellte für sie eine Möglichkeit dar, weiterhin am gesellschaftlichen Leben teilzunehmen oder gar ein Frauenbild zu leben, welches sich von der Rolle als Ehefrau und Mutter emanzipierte (vgl. ebd.: S. 69-91). Badinter schließt daraus auf eine Gleichgültigkeit der Mütter gegenüber ihren Kindern und darauf, dass „Mütterlichkeit damals nicht 'in Mode' war“ (ebd.: S. 62): „Nicht weil die Kinder wie die Fliegen sterben, haben die Mütter sich so wenig für sie interessiert, sondern wenigstens zum Teil

⁴Das Stillen eines Kindes hatte zu jener Zeit bedeutende Konsequenzen für das gesellschaftliche und sexuelle Leben eines Ehepaares – Stillen in öffentlicher Gesellschaft schickte sich nicht, sodass während der Stillzeit das gesellschaftliche Leben des Paares gelitten hätte; gleichzeitig nahm man an, dass Geschlechtsverkehr während der Stillzeit die Milch verderben würde (vgl. Badinter 1987: S. 71f.).

sind sie deshalb in so großer Zahl gestorben, weil die Mütter sich nicht für sie interessierten.“ (ebd.: S. 63)

Erst mit Rousseaus *Emile* (1762) änderte sich der Blick auf die Familie – in dieser modernen Familie kam der Mutter nun eine zentrale Rolle zu und man begann, „Mutterliebe als einen zugleich natürlichen und auch gesellschaftlichen Wert“ (Badinter 1987: S. 113) aufzufassen. Badinter nennt drei Diskurse, die zu dieser Entwicklung beigetragen haben: Zunächst einen wirtschaftlichen Diskurs, der vor allem von der Angst vor einem Rückgang der Bevölkerungszahlen gespeist wurde. Diesem sollte durch eine Verringerung der Säuglingssterblichkeit insbesondere durch bessere Säuglingspflege entgegengewirkt werden (vgl. Badinter 1987: S. 114-125). Dazu kamen philosophische Diskurse über die Gleichheit der Menschen und über das Streben nach Glück, die die Wertschätzung der Kinder und so auch das Ansehen der Mutterrolle vergrößerten und den Grundstein für das Modell der Liebesheirat legten (vgl. ebd.: S. 126-142): „Auf Freiheit gegründet, wird die neue Ehe zum bevorzugten Ort des Glücks, der Freude und der Zärtlichkeit. Ihre Krönung: die Fortpflanzung“ (ebd.: S. 140), deren Resultat, das Kind, folglich automatisch geliebt werden muss (vgl. ebd.: S. 140f.). In dem Maße, wie die innerfamiliären Beziehungen enger wurden, zog sich die Familie aus größeren Zusammenhängen zurück – kernfamiliäre Intimität entstand (vgl. ebd.: S. 141). Schließlich nennt Badinter einen gezielt an die Frauen gerichteten moralischen Diskurs, der gleichsam durch Versprechungen wie Drohungen an die Frauen appellierte, angemessenes, 'natürliches' mütterliches Verhalten zu praktizieren (vgl. ebd.: S. 143-158).

Das Rousseau'sche Familien- und Mutterideal stieß jedoch nicht bei allen Frauen gleichermaßen auf Begeisterung: „Die neue Mutter gehört überwiegend dem Mittelstand an, dem begüterten Bürgertum, nicht aber jenen bürgerlichen Schichten, die der Aristokratie nacheifern.“ (ebd.: S. 168) Dies sieht Badinter darin begründet, dass die mit der Mutterschaft verbundenen Pflichten die Möglichkeiten der Einflussnahmen und Vergnügungen, über die die Aristokratinnen verfügten, eingeschränkt hätten. Den bürgerlichen Frauen dagegen, „die weder gesellschaftliche Ambitionen noch intellektuellen Ehrgeiz hatten und die es nicht nötig hatten, mit ihrem Mann zu arbeiten“ (ebd.: S. 171f.), versprach die aufgewertete Mutterschaft einen Statusgewinn. Dennoch hielt sich das Ammenwesen trotz der Rezeption Rousseaus bis zum Ende des 19. Jahrhunderts sehr erfolgreich: Zwar gaben die ökonomisch gut gestellten Frauen ihre Kinder immer seltener aufs Land in Pflege, jedoch nahm die Zahl der ländlichen Frauen, die sich in den bürgerlichen Haushalten als Ammen verdingten, zu, bis schließlich die Sterilisation den Gebrauch von Milchflaschen zur Säuglingsernährung sicher werden ließ⁵. Frauen aus benachteiligten Klassen (Bäuerinnen, im familiären Handwerksbetrieb tätige Frauen

⁵Auch heute ist zu beobachten, dass Frauen, die über die finanziellen Mittel dafür verfügen, bestimmte Tätigkeiten an ökonomisch schlechter gestellte Frauen delegieren – zwar nicht mehr das Stillen, aber eine Vielzahl von Reproduktionstätigkeiten (beispielsweise Haushalt, Betreuung, Pflege).

und Arbeiterinnen) waren aufgrund ihrer Lebensumstände meist nicht in der Lage, dem Rousseau'schen Mutterideal nachzukommen (vgl. ebd.: S. 169-188).

Anhand des von Badinter nachvollzogenen Wandels im mütterlichen Verhalten – von der weit verbreiteten Abschiebung der Kinder zu Ammen während des 17. und der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts hin zum fürsorglichen Mutterideal des Bürgertums des 18. und 19. Jahrhunderts – wird deutlich, wie vielschichtig die damit zusammenhängenden Diskurse sind. Ein weiterer Diskurs, der ebenfalls zu diesem Mutterideal beigetragen hat, bei Badinter jedoch kaum Erwähnung findet, ist ein mit der Reformation verbundener Wertewandel. Vinken (2011) sieht im Protestantismus die Ursache dafür, dass die Mutterschaft zum einzigen Rollenmodell für Frauen wurde: Ursprünglich zog das Christentum geistige Werte wie Jungfräulichkeit, Frömmigkeit und Nächstenliebe körperlichen (und damit weltlichen) Dingen wie der Fortpflanzung vor. Mit den klösterlichen Gemeinschaften gab es eine gesellschaftlich hoch anerkannte Alternative zur Mutterschaft innerhalb einer patriarchalischen Familie. Mit der Reformation änderte sich dies: Bei Luther rückte die eheliche Gemeinschaft zum Zwecke der Aufzucht der Kinder im Sinne des Glaubens, die auf diese Weise mit der Erbsünde versöhnen kann, in den Fokus und wurde zur einzig anerkannten Lebensform. Indem das religiöse Ideal der Keuschheit wertlos wurde, verloren die Frauen durch die Reformation eine Alternative zum Ehefrau- und Muttersein und verschwanden so nahezu vollständig aus dem öffentlichen Leben. Gleichzeitig erfolgte eine klare Hierarchisierung der Geschlechter: „Der Mann war das Haupt des Ehekörpers, die Frau der Leib.“ (vgl. ebd.: S. 116) Auf diese Weise wurde die Frau auf ihre biologische Funktion als Mutter reduziert und war so nicht mehr nur Dienerin Gottes, sondern auch ihres Mannes (vgl. Vinken 2011: S. 107-132). Die Beschränkung der Frauen auf den Bereich des Familiären und Privaten verfestigte sich durch die einsetzende Industrialisierung, die insbesondere im Bürgertum für eine räumliche Trennung von Erwerbsarbeit und Reproduktionsarbeit sorgte: Während Frauen zuvor in familiäre Betriebe meist stark eingebunden waren (siehe oben), beschränkten sich ihre Aufgaben durch die Etablierung von Fabriken als dem Ort industrieller Produktion auf die reproduktive Sphäre des privaten Haushalts (vgl. Malich 2013: S. 21).

Es wird deutlich, dass das Ideal der fürsorglichen, sich aufopfernden Mutter nicht durch die Veröffentlichung des *Emile* allein entstanden ist. Auch der Protestantismus oder die Industrialisierung sind keine alleinigen Gründe dafür. Vielmehr sind die einzelnen Entwicklungen auf vielschichtige Weise miteinander verwoben und beinhalten jeweils eigene Unterdiskurse. So ist auch das Fazit zu verstehen, das Badinter am Ende ihrer historischen Betrachtung der Mutterliebe zieht:

„Auf ein allgemeingültiges und naturnotwendiges Verhalten der Mutter sind wir nicht gestoßen. Wir haben im Gegenteil festgestellt, daß ihre Gefühle in Abhängigkeit von ihrer Bildung, ihren Ambitionen oder ihren Frustrationen äußerst wandlungsfähig sind. Man kommt deshalb nicht an der vielleicht

grausamen Schlußfolgerung vorbei, daß die Mutterliebe nur ein Gefühl und als solches wesentlich von den Umständen abhängig ist. [...] Das hängt ganz von der Mutter, von ihrer Geschichte und von *der* Geschichte ab.“ (Badinter 1987: S. 297)

Trotz dieser Abhängigkeit dessen, was unter 'guter Mutterschaft' verstanden wird, von den Umständen, konnte sich das beschriebene Mutterideal erstaunlich lange halten. Dies steht in Zusammenhang mit den weiteren Ideologisierungen, die das Mutterbild erfahren hat: Zunächst durch die Pädagogik Pestalozzis, die der Erziehung durch die Mutter größte Bedeutung zumaß und deshalb die Erziehung der Mütter als Gegenstück des verwerflichen 'Weltweib' propagierte (vgl. Vinken 2011: S. 144-160); durch die Psychoanalyse (vgl. Badinter 1987: 237-266), den moderaten (und einflussreicheren) Flügel der bürgerlichen Frauenbewegung um 1900 (vgl. Vinken 2011: S. 177-197) und schließlich den Nationalsozialismus. Während dieser Periode kam der Mutter mit der „Gesundung und Verbesserung des Volkskörpers“ (ebd.: S. 217) eine Schlüsselrolle zu, die es erforderte, dass sich die Frau wieder auf die von der 'Natur' festgelegten Tugenden und Aufgaben ihres Geschlechts besann – allerdings griff das Regime in alle vormals privat-familiären Bereiche ein und bekämpfte so das bürgerliche Familienideal (vgl. ebd.: S. 217-249). Man könnte vermuten, dass spätestens nach den Verbrechen gegen die Menschlichkeit unter der nationalsozialistischen Diktatur eine Skepsis gegenüber totalitären Ideologien eingesetzt hätte. Tatsächlich fuhr die deutsche Nachkriegspolitik auch einen konsequenten Kurs des Heraushaltens aus familiären Angelegenheiten, indem sie sich auf die Familie als privaten Gegenpol zur öffentlichen, wirtschaftlichen oder politischen Sphäre besann und somit das bürgerliche Familien- und Mutterideal restaurierte (vgl. ebd.: S. 217):

„Das völkisch-nationalsozialistische Interesse an Kindern, die nicht mehr über die Eltern in die Gesellschaft, sondern über die Partei in den Volkskörper integriert werden sollten, hat hierzulande einem prononcierten Misstrauen gegenüber allem öffentlichen Engagement bei der Kindererziehung Vorschub geleistet.“ (ebd.: S. 221)

Das deutsche Mutterideal der Nachkriegszeit war daher bis in die 1970er Jahre hinein das der treusorgenden Hausfrau. Die Auseinandersetzungen der häufig unter dem Begriff der zweiten Frauenbewegung zusammengefassten feministischen Bewegungen mit dem Thema Mutterschaft ist äußerst divers und kann an dieser Stelle nicht zufriedenstellend zusammengefasst werden (vgl. mit unterschiedlichen Schwerpunkten weiterführend hierzu Frohnhaus 1994; McRobbie 2013: S. 137-139). Als besonders bedeutend für das Bild von Mutterschaft muss jedoch der essentialistisch-maternalistische Differenzfeminismus herausgestellt werden, der zu einer Aufwertung und erneuten Ideologisierung der Mutterschaft führte (vgl. Badinter 2010: S. 70-75). Generell kann festgehalten werden, dass sich für Mütter mittlerweile eine 'doppelte Vergesellschaftung' etabliert hat: „Mütter

stehen zwischen der verblässenden, aber immer noch wirksamen Rhetorik der vollzeitlichen Verfügbarkeit für die Kinder und der gleichzeitige Anforderung, sich bei Bedarf selbst zu ernähren, um eine 'gute Mutter' sein zu können.“ (Thiessen/Villa 2008: S. 286)

Der Blick in die Geschichte hat deutlich gemacht, dass es kein ahistorisches Ideal einer 'guten Mutter' gibt, sondern das Verständnis einer bestimmten Gesellschaft (oder auch nur eine bestimmte gesellschaftliche Gruppe) zu einer bestimmten Zeit von 'guter Mutterschaft' jeweils kontextabhängig zu betrachten ist. Nachfolgend wird der Beobachtung nachgegangen, dass das immer noch vorherrschende Ideal der fürsorglichen, für das kindliche Wohlergehen unersetzlichen Mutter das Weiterexistieren traditioneller Geschlechterrollen von Frauen und Männern begünstigt. Gefestigt werden solche Anforderungen an die Mutterschaft durch einen Rekurs auf die Natur:

„Die Naturalisierung der Mutterschaft als exklusives, totales und biologisch geradezu zwangsläufiges Faktum baut systematisch auf der Verschleierung der Historizität dieses Bildes auf. Die 'deutsche Mutter' ist ein hegemonialer Diskurs, der seine soziale Genese und seine soziale Prozessualität verheimlichen muss, um funktionieren zu können.“ (Thiessen/Villa 2008: S. 278)

Zwar ist der soziokulturelle Einfluss auf das Mutterideal theoretisch bekannt, dennoch hält sich hartnäckig die Auffassung, „dass Mutter und Kind eine intensive Dyade bilden, die die notwendige Bedingung jeglicher gelungenen Sozialisation ist“ (ebd.: S. 279). Durch eine naturalistische und biologistische Argumentation wird es für Frauen noch schwerer, sich dem Druck dieses Idealbilds zu entziehen. Was unter solchen Naturalisierungen zu verstehen ist, wird nachfolgend aufgezeigt.

2.2 *Naturalisierung guter Mutterschaft*

Elternwerden ist mit Wandel verbunden – dies ist allgemein bekannt. Interessant ist dabei allerdings die Tatsache, dass die Veränderung der 'betroffenen' Subjekte – also der werdenden Mütter und Väter – dabei meist in Richtung traditioneller Geschlechterrollen verläuft (vgl. Rüling 2008: S. 4775; vgl. Badinter 2010: S. 28f.; vgl. Schadler 2013: 14ff.; Dechant, Rost, Schulz 2014). Diese Retraditionalisierungsprozesse sind gesellschaftlich vorstrukturiert: Bereits während der Ausbildung stellen junge Frauen die Weichen entweder auf Karriere oder Familie, da die Familiengründung für eine erfolgreiche Karrierefrau höhere Opportunitätskosten erwarten und somit unattraktiver werden lässt (vgl. Schadler 2013: S. 21). Eine 'geschlechtsspezifische' Berufswahl ('Frauenberufe', die generell schlechter bezahlt sind) (vgl. Krüger 2001: S. 284f.) oder der immer noch im Schnitt 22 Prozent betragenden Gender Pay Gap (Statistisches Bundesamt 2015) bestimmen in Verbindung mit Systemen wie dem Ehegattensplitting den Aushandlungsprozess von Paaren über die Aufteilung von Erwerbs- und Care-Arbeit nach der Geburt vor. Zudem müssen in diesem Zusammenhang naturalisierende, biologistische Diskurse betrachtet werden, die traditionelle Mutterbilder und -

mythen legitimieren: „Da die Fortpflanzung etwas Natürliches ist, meint man, daß dem biologischen und physiologischen Phänomen der Schwangerschaft eine ganz bestimmte mütterliche Haltung entsprechen müsse“, schreibt Badinter (1987: S. 10) in ihrer Untersuchung zur Mutterliebe. Die biologische Tatsache der Schwanger- beziehungsweise Mutterschaft legen also nahe, mit der Schwanger- oder Mutterschaft in Zusammenhang stehende Verhaltensweisen ebenfalls als biologische Tatsachen zu betrachten. Badinter (2010) spricht diesbezüglich von einer erneuten „naturalistische[n] Offensive“ (vgl. S. 41), die in der Wirtschaftskrise der 1970er Jahre ihren Anfang nahm. Besonders relevant für diese Offensive sind die Theorie des Bondings (vgl. ebd.: S. 59-63), die dem Hautkontakt von Mutter und Kind direkt nach der Geburt größte Bedeutung zumisst, sowie Erkenntnisse aus Anthropologie und Soziobiologie, die teils von einem biologisch determinierten Mutterinstinkt sprechen, teils die Bedeutung der mütterlichen Hormone Prolaktin und Oxytocin hervorheben (vgl. ebd.: S. 63-68). Badinter hingegen hält fest:

„Niemand bestreitet die Verflechtung von Natur und Kultur oder die Existenz von Mutterschaftshormonen; aber die Unmöglichkeit, mütterliche Verhaltensweisen zu definieren, die zur menschlichen Spezies dazugehören, entkräftet die Vorstellung von einem Instinkt und damit auch die von der weiblichen 'Natur'. Umwelt, sozialer Druck und die eigene psychische Entwicklung scheinen stets schwerer zu wiegen als der schwache Ruf von 'Mutter Natur'.“ (ebd.: S. 68)

Biologismen allerdings unterstützen die Sichtweise, dass Männerkörper und Frauenkörper sich in wichtigen Aspekten grundlegend voneinander unterscheiden und legitimieren auf diese Weise traditionelle Geschlechterstereotype sowie den heteronormativen Status Quo der Gesellschaft (vgl. hierzu auch Hark 2009)⁶. Lemke betont, dass vor allem genetische Zugänge in puncto sozialer Wirkungsmacht sozialwissenschaftliche Ansätze, die die Konstruiertheit von Geschlecht aufzeigen, übertrumpfen, da sie eine objektive Entschlüsselung von Geschlecht versprechen (vgl. Lemke 2008: S. 178). Gerade in Zeiten, in denen beispielsweise Erkenntnisse der Hirnforschung populärwissenschaftlich für ein breites Publikum aufbereitet werden, fällt es nicht schwer, auch in puncto Mutterschaft die Biologie zur Komplizin zu machen: Hormone und Hirnareale werden zu Verbündeten einer 'Frauen sind die besseren Umsorgerinnen-Ideologie'. So sprechen Hark/Villa (2010) beispielsweise von „einer Wiedererweckung soziobiologischer bzw. evolutionärer Denkweisen, die etwa die Inkompatibilität von Männlichkeit und Fürsorge zum Inhalt haben.“ (S. 14). Hark verdeutlicht, dass die zu beobachtende Zu- und Einflussnahme naturalisierender Geschlechterdifferenzierungen in Zusammenhang mit dem Vordringen von Frauen in ehemals

⁶So beobachtet Schadler (2013), dass Retraditionalisierungsprozesse während der Schwangerschaft durch die spezifische Rolle der Frau als schwangere, also die körperlichen Voraussetzungen für das Entstehen eines neuen Menschen bereitstellende Person perpetuiert werden, beispielsweise durch eine gesündere Ernährung, ein vorsichtigeres Verhalten in Alltag und Freizeitaktivitäten und ähnliches, wodurch ein geschlechterstereotypenkonformes Verhalten gefördert wird (vgl. S. 113).

männlich dominierte Arbeits- und Lebensbereiche gebracht und diese Betonung von Geschlechterunterschieden als Strategie der Distinktion und des Machterhalts männlich dominierter Eliten gewertet werden kann (vgl. Hark 2009: S. 26f.; vgl. hierzu auch Badinter 2010: S. 15). Diese Strategie steht in der Tradition der

„im 19. Jahrhundert neu entstehenden Wissenschaften der Anthropologie, der Medizin, der Gynäkologie und der Anatomie, die beanspruchten, das 'Wesen' der Geschlechterdifferenz entschlüsseln zu können, die die Biologisierung von Weiblichkeit betrieben und der Moderne so eine griffige Antwort auf ihr Dilemma lieferten, die natürliche Gleichheit aller Menschen zu behaupten, zugleich jedoch die politische Ungleichheit der 'Wilden, Irren und Frauen' rechtfertigen zu wollen – und müssen.“ (Hark 2009: S. 26f.)

Auch Badinter (1987) hebt hervor, dass das über lange Zeit hinweg dominante Bild der Frau von Rousseau und Freud geprägt wurde, die trotz ihres zeitlichen Abstandes beide annahmen, dass Aufopferungsfähigkeit⁷ und Hingabe die bestimmenden Aspekte des Weiblichen seien (vgl. S. 190). Auf diese Weise wurde „die 'weibliche Natur' gerade so definiert [...], daß sie alle Merkmale der guten Mutter beinhaltet“ (ebd.: S. 190). Auch der essentialistische Differenzfeminismus prägte Vorstellungen von einer spezifisch weiblichen beziehungsweise mütterlichen Natur (vgl. Badinter 2010: S. 68-75). Indem sich auf die Natur berufen wird, ist es schwieriger, sich gegen dominante Bilder, Vorstellungen und Erwartungen abzugrenzen, denn ein nicht-natürliches Verhalten wird mit Anormalität und Pathologie gleichgesetzt (vgl. hierzu auch Badinter 1987: S. 190).

Wissenschaftliche Theorien über 'natürliche' Differenz der Geschlechter tragen also dazu bei, stereotype Auffassungen von Geschlechterrollen zu perpetuieren. Dabei unterliegen auch die Ergebnisse wissenschaftlicher Studien stets einer Interpretationsleistung. Zum Beispiel könnte das komplexe Hormonsystem als Zeichen einer graduellen Abstufung von Geschlechterdifferenzen fungieren, da es Männer mit geringem, aber Frauen mit hohem Testosteronspiegel gibt. Allerdings werden Hormone in erster Linie als Determinanten geschlechtlich differenzierten Verhaltens angesehen, so zum Beispiel, wenn Müttern aufgrund der beim Stillen produzierten Hormone Oxytocin und Prolaktin eine nähere Bindung zum Kind zugesprochen wird. Festzuhalten bleibt jedoch: Was als 'natürlich' gilt, ist ebenso kontextabhängig und diskursiv bestimmt wie beispielsweise das Mutterideal, denn auch das Wissen über die 'Natur' kann mit Haraway (1995) als 'situiertes Wissen' bezeichnet werden⁸.

Ein einheitlicher, gesellschaftlich stringenter Naturalisierungsdiskurs ist allerdings nicht

⁷Der Diskurs des mütterlichen Opfers und der Mutterpflichten löst gegen Ende des 19. Jahrhunderts den Diskurs des (intrinsischen) mütterlichen Glücks ab, der bereits an anderer Stelle erwähnt wurde (vgl. Badinter 1987: S. 212).

⁸Vgl. hierzu bspw. Ryser (o.J.)

auszumachen – das, was unter 'natürlichem' Verhalten verstanden wird, variiert je nach dem thematischen Aspekt, auf den es sich bezieht und ist somit sehr diffus. Folglich kommt es vor, dass manche Verhaltensweisen, die einigen in einer Gesellschaft vorhandenen Diskursen zufolge als 'natürlich' betrachtet werden müssten, keinesfalls akzeptiert sind. Dies lässt sich am Beispiel des 'richtigen' Zeitpunkts einer Schwangerschaft verdeutlichen: Je jünger eine Frau, desto fruchtbarer ist sie – der Eintritt der Geschlechtsreife scheint daher der von der 'Natur' vorhergesehene Zeitpunkt einer Schwangerschaft zu sein. Teenagerschwangerschaften sind in westlichen Industriestaaten gesellschaftlich allerdings kaum akzeptiert, zahlreiche Präventionsprogramme sollen dieser Form der Mutterschaft entgegenwirken. Verhütung dagegen müsste eigentlich als etwas Unnatürliches gelten – ist aber gesellschaftlich akzeptiert. Ebenso eine Kultur- beziehungsweise Wissenschaftsleistung des Menschen wie Verhütungsmittel ist industriell hergestellte Säuglingsnahrung, die sich in ihren Inhaltsstoffen immer mehr der Muttermilch annähert. Doch sie zu verwenden, ist zunehmend verpönt – zugunsten des Stillens, das von Gesundheitsorganisationen, Ärzten, Hebammen und Medien regelrecht propagiert wird. Die Gründe hierfür sind vielfältig – und ebenso wie bestimmte Mutterbilder in einem jeweils spezifischen gesellschaftspolitischen Kontext zu sehen sind, können auch rund ums Stillen verschiedene Diskurse ausgemacht werden. Bevor diese jedoch skizziert werden, richtet sich der Fokus zunächst auf verschiedene Diskurse des Neoliberalismus, um deren Verwobenheit mit der Kritik an naturalistischen Stilkursen im Anschluss analysieren zu können.

3 Diskurse des Neoliberalismus

Unter Neoliberalismus wird im Allgemeinen eine wirtschaftliche Ordnung verstanden, deren oberste Prämisse die Freiheit des Marktes und des Wettbewerbs ist. Staatliche Eingriffe werden beschränkt und die Marktlogik auf möglichst viele Lebensbereiche ausgeweitet. Aufgrund der Tatsache, dass die neoliberale Theorie mittlerweile „zum prägenden politischen Entwicklungs- und Modernisierungsmodell“ (Arnegger/Spatscheck 2013: S. 170) der Praxis wurde, kann der Neoliberalismus wie eingangs bereits erwähnt als „politisches Projekt, das darauf zielt, eine soziale Realität herzustellen, die es zugleich als bereits existierend voraussetzt“, verstanden werden (Bröckling/Lemke/Krasmann 2000: S. 9). Auch Bourdieu spricht von der „*politische[n] Umsetzung* einer Utopie, der des Neoliberalismus, einer Utopie allerdings, die sich, im Windschatten der theoretischen Ökonomie, mittlerweile als wissenschaftliche Beschreibung der Wirklichkeit zu gebärden versteht“ (Bourdieu 1998: S. 120). Des Weiteren hebt er die Besonderheit des neoliberalen Gesamtdiskurses hervor:

„[D]er neoliberale Diskurs ist nicht wie alle anderen. Er gleicht vielmehr dem psychiatrischen Diskurs in der Anstalt, [...] der nur deshalb so mächtig und so schwer zu bekämpfen ist, weil er alle Kräfte in einer Welt der Kräftebeziehungen für sich hat, zu deren Schaffung als solcher er beiträgt, weil er die Entscheidungen derjenigen ausrichtet, die die wirtschaftlichen Beziehungen beherrschen und ihnen derart seine eigentümliche, ganz symbolische Macht hinzufügt.“ (ebd.: S. 121)

Infolge dessen verschärfen sich durch den Neoliberalismus innergesellschaftliche Ungleichheiten. Zudem führt er zu einer Zersetzung von kollektiven Strukturen zugunsten eines ausgeprägten Individualismus (vgl. ebd.: S. 121), zum Diktum der Flexibilität und, als deren Antrieb, der Angst vor der Arbeitslosigkeit (vgl. ebd.: S. 123f.). Der individuelle Mensch wird in die Verantwortung genommen: „Ein zentrales Funktionsprinzip des neuen, 'postfordistischen' Kapitalismus⁹ ist es, die Verantwortung für gesellschaftliche Teilhabe den Individuen selbst zu übertragen“ (Tuider 2010: S. 28). Beck setzt hier mit seinem Begriff der Risikogesellschaft an und folgert: „Die Möglichkeit der Nichtentscheidung wird der Tendenz nach unmöglich“. (Beck 1986, S. 190) Für ihre getroffenen Entscheidungen tragen die Individuen alleine das Risiko. Hier greift die neoliberale Wirklichkeit tief in die Verfasstheit von Familie und Gesellschaft ein – Beck macht die Auswirkungen an den Erfordernissen des neoliberalen Arbeitsmarktes versus den Erfordernissen familiärer Strukturen deutlich:

„Einerseits erfordert der Arbeitsmarkt Mobilität unter Absehung von den persönlichen Umständen. Ehe und Familie erfordern das Gegenteil. In dem zu Ende gedachten Marktmodell der Moderne wird die familien- und ehelose Gesellschaft unterstellt. Jeder muß selbstständig, frei für die Erfordernisse des Marktes sein, um seine ökonomische Existenz zu sichern.“ (ebd., S. 191)

Die Basis für die kritische Auseinandersetzung mit dem Verhältnis von Neoliberalismus und Naturalismus am Beispiel des Stillens bildet eine nähere Betrachtung von drei neoliberalen Teildiskursen, die jeweils unterschiedliche Aspekte des Neoliberalismus in den Blick nehmen. Der erste dieser Teildiskurse bezieht sich auf einen neuen Geschlechtervertrag des Neoliberalismus, der McRobbie (2010 und 2013) zufolge an junge Frauen adressiert ist und in Zusammenhang gebracht werden kann mit einem Backlash des Feminismus, der Festigung traditioneller und heteronormativer Rollenbilder sowie einer erneuten Aufwertung von Mutterschaft zu Ungunsten von weiblichen Karriereentwürfen. Der zweite Teildiskurs handelt von der prominenten Rolle, die 'das Projekt' in neoliberalen Gesellschaften einnimmt, und thematisiert anhand von Boltanski/Chiapello (2013) die damit zusammenhängende Werteordnung. Als dritter Teildiskurs rückt das Leitbild des unternehmerischen Selbst (Bröckling 2007) unter besonderer Berücksichtigung des Geschlechts (Bröckling 2002;

⁹Tuider versteht unter postfordistischem Kapitalismus, was hier als Neoliberalismus definiert wird.

Bereswill 2006; Tuidar 2010) in den Fokus.

3.1 McRobbie: Der neue Geschlechtervertrag des Neoliberalismus

McRobbie zeigt, inwiefern „Frauen im zeitgenössischen gesellschaftlichen Regime dazu aufgerufen werden, als Subjekte von Handlungsfähigkeit und Leistung in Erscheinung zu treten.“ (McRobbie 2010: S. 129) Ihr theoretisches Konzept ist dabei das eines neuen Geschlechtervertrags, der Frauen Erfolg und Gleichberechtigung verspricht, sofern sie sich bestimmten Normen von Weiblichkeit beugen, die vor allem über Konsum vermittelt werden (vgl. ebd.: S. 130). Dieser Geschlechtervertrag des Neoliberalismus und das damit verbundene Konzept von Weiblichkeit, insbesondere aber von Mutterschaft, wird nachfolgend erläutert.

3.1.1 Backlash, Postfeminismus und neuer Geschlechtervertrag

McRobbie zufolge sind Politik, Wissenschaft (insbesondere die Theorie der reflexiven Moderne und die Individualisierungstheorie) und Popkultur für eine „Desartikulation des Feminismus“ (ebd.: S. 47) verantwortlich (vgl. ebd.: S. 41f.).¹⁰ Diese kann aber nicht einfach als eine Abwendung vom Feminismus, als „antifeministische[r] Backlash“ (ebd.: S. 48), verstanden werden, sondern ist komplexer. Einerseits beobachtet McRobbie tatsächlich, dass sich junge Frauen vom Feminismus abwenden, da er ihnen aufgrund einer verkürzten und einseitig negativen Darstellung unattraktiv erscheint: „Der Feminismus, so wird suggeriert, hat die Frauen all jener Beschäftigungen beraubt, die ihnen am meisten Lust bereiten: romantische Liebe, das Tratschen über andere Leute und die obsessive Suche nach einem Ehemann“ (ebd.: S. 44), konstatiert McRobbie in Bezug auf popkulturelle Erfolge wie zum Beispiel *Bridget Jones*. Andererseits zeigt McRobbie auf, dass der Feminismus daneben eine gewisse Wertschätzung erfährt – allerdings als etwas Vergangenes, Überwundenes und aufgrund der heute angeblich erreichten Gleichberechtigung von Frauen und Männern nicht mehr Nötiges (vgl. ebd.: S. 31f.). Jetzt, im Postfeminismus, sei es endlich wieder erlaubt, weiblich oder gar mädchenhaft zu sein (vgl. ebd.: S. 44), während Feministinnen als lustfeindlich, männerhassend und verbittert empfunden würden. Man könnte also von einer Art 'aner kennenden Ablehnung' des Feminismus sprechen.

Zu den gesellschaftlichen Veränderungen, die als Errungenschaften feministischer Bemühungen anerkannt werden, gehören „eine Art rhetorische Gleichheit [...], die in Bildungs- und Beschäftigungschancen, in den Möglichkeiten zur Teilhabe an Konsumkultur und Bürgergesellschaft

¹⁰McRobbie macht deutlich, dass nicht von 'dem' Feminismus gesprochen werden kann, sondern feministisches Engagement immer schon äußerst divers ausgestaltet war, was in ihren Augen gerade die Stärke des Feminismus ausmacht. Immer jedoch sei Feminismus eine Bewegung von unten gewesen, während der neue Geschlechtervertrag, von dem sie spricht, von oben forciert wird (vgl. McRobbie 2010: S. 18f.).

ihren konkreten Ausdruck findet“ (ebd.: S. 18). Diese formelle Gleichheit ist gleichzeitig Bestandteil eines Tausches: Denn für die Möglichkeit, als Frau ein unabhängiges, freies und selbstbestimmtes Leben führen zu können, wird im Gegenzug die Abkehr von feministischen Themen erwartet (vgl. ebd.: S. 18). Diesen 'Tausch' bezeichnet McRobbie als „neuen Geschlechtervertrag“ (ebd.: S. 89): „Kurzum: Junge Frauen können unter der Bedingung in Erscheinung treten, dass Feminismus von der Bildfläche verschwindet.“ (ebd.: S. 89) Doch wer ist 'Tauschpartner*in' der jungen Frauen? Der neue Geschlechtervertrag wird – im Gegensatz zum 'klassischen' Feminismus – von oben forciert (vgl. ebd.: S. 18f.): Errungenschaften in Bezug auf Gleichberechtigung werden von der Politik als Bestätigung des eigenen Handelns und der eigenen Gesetzgebung aufgefasst. Gleichzeitig beobachtet McRobbie, dass

„eine Koalition politischer und kultureller Kräfte darauf hinarbeitet, ein bestimmtes Set feministischer Werte und Ideale in eine weit reichende Umformung von Weiblichkeitskonzepten zu integrieren, so dass diese sich in neue bzw. gerade entstehende (neoliberalisierte) soziale und ökonomische Ordnungen einpassen lassen.“ (ebd.: S. 90f.)¹¹

Eine wirklich feministische Politik, so McRobbie, würde das auf patriarchalen Strukturen und ungleicher Machtverteilung basierende globale ökonomische System in Frage stellen, weshalb die Profiteure dieses Systems ein Wiedererstarken¹² des Feminismus zu vermeiden versuchen (vgl. ebd.: S. 18f.).

Dass bestimmte feministische Werte nicht über Bord geworfen, sondern in neoliberale Frauenbilder integriert werden, ist zum Beispiel daran zu erkennen, dass bestimmte Themen wie etwa häusliche Gewalt oder ungleicher Lohn Eingang in Massenmedien und popkulturelle Erzeugnisse finden (vgl. ebd.: S. 35). Auch die Politik öffnet sich für feministisch bearbeitete Themen (vgl. ebd.: S. 89), vor allem in Form des Gender Mainstreaming sowie politischer Programme zur Unterstützung der Vereinbarkeit von Familie und Beruf. McRobbie sieht das kritisch: „Die Strategie, an einer abgemilderten, medientauglichen Version des Feminismus festzuhalten, ist ein durchgängiges Merkmal des postfeministischen Backlash“ (ebd.: S. 57). Eine tiefgreifende Sozialkritik, die die den genannten Phänomenen zugrunde liegende Struktur verändern will, ist damit allerdings nicht zu realisieren.

¹¹Modelle zur Beschreibung solcher neoliberalen Ordnungen sind beispielsweise die projektorientierte Polis (Boltanski/Chiapello 2013) oder das Leitbild des unternehmerischen Selbst (Bröckling 2007), auf die nachfolgend eingegangen wird.

¹²Wiedererstarken insofern, als dass sich der „Fokus der feministischen Theorie von den zentralisierten Machtinstitutionen – wie Staat, Patriarchat und Gesetz – hin zu weitaus schwieriger lokalisierbaren Schauplätzen, Ereignissen und Instanzen der Macht“ (ebd.: S. 34) verschoben hat – vor allem auf Subjektivität und Körperlichkeit und die Herstellung von Geschlecht statt der Beschreibung davon (vgl. ebd.: S. 34) und dadurch die politische 'Kampf'-Komponente vernachlässigt wurde. McRobbie spricht hier auch von einer „Selbstdemontage“ (ebd.: S. 33) des universitären Feminismus.

3.1.2 Festigung der heteronormativen Kleinfamilie und geschlechterstereotyper Rollenbilder

Feministische Inhalte werden im Postfeminismus also durch popkulturelle Erzeugnisse substituiert, die scheinbar moderne und emanzipierte Frauenbilder zur Identifikation anbieten. Es liegt in den Händen der jungen Frauen, Gebrauch von den angebotenen Chancen zu machen – auch Emanzipation und beruflicher Erfolg werden somit individualisiert. Gleichzeitig herrschen dominante Rollenbilder vor, die stark am Modell der heterosexuellen Kleinfamilie ausgerichtet sind (vgl. McRobbie 2013: S. 137-139). Gerade in der Konsumkultur macht McRobbie die Stabilität traditioneller Geschlechterrollen und -ungleichheiten aus, aber auch politisch rechte Strömungen sind an der Festigung klassischer Rollenbilder interessiert (vgl. McRobbie 2010: S. 90f.). Ebenso werden gleichgeschlechtlichen Beziehungen, die sich soweit wie möglich dem Bild der heterosexuellen Kleinfamilie angleichen, ähnliche Rechte wie dieser gewährt, während Lebensformen, die nicht diesem Modell entsprechen, umso deutlicher benachteiligt werden (vgl. ebd.: S. 24 und S. 83). Besonders hervorzuheben ist in diesem Zusammenhang die Funktion der Medien als „more subtle means of managing family life“ (McRobbie 2013: S. 139), die besser als die Politik dazu geeignet sind, das präferierte Familienbild zu propagieren (vgl. ebd.: S. 137 sowie 139ff.). Sie vermitteln einerseits Idealbilder, denen es nachzustreben gilt, sowie andererseits Negativbeispiele, von denen sich distanziert werden soll. McRobbie zeigt auf, dass sich ein middleclass-Idealbild von Familie durchsetzen konnte beziehungsweise durchgesetzt wurde, während andere Formen von Familie und Elternschaft – Stichworte Arbeiterklasse oder Alleinerziehende – negativ konnotiert sind (vgl. ebd.: S. 139ff.). Diese Beobachtungen McRobbies aus Großbritannien lassen sich auch in Deutschland feststellen: Der dominante Diskurs über Hartz-IV-Familien, die sich angeblich ungezügelt fortpflanzen, um mehr staatliche Leistungen zu kassieren, und von Akademikerinnen, die zu wenige Kinder bekommen, ist omnipräsent (vgl. hierzu auch Thiessen/Villa 2008).

Die Bedeutung der (Klein-)Familie spielt auch für die Vertreterinnen eines frühen Postfeminismus eine große Rolle. McRobbie beruft sich hierbei auf einen Aufsatz von Judith Stacey von 1986, in dem diese einen „conservative pro-family feminism“ (Stacey 1986: S. 220) skizziert.¹³ Wortführerinnen dieses Denkens sind frühere Feministinnen wie Betty Friedan, Germaine Greer und Jean Bethke Elshtain, die bei allen Unterschieden folgende Argumentation miteinander verbindet: Erstens sei die Politisierung von Sexualität eine Bedrohung für die Familie (die von allen drei Autorinnen als positiv gewertet wird), zweitens werden traditionell als weiblich aufgefasste Werte und Eigenschaften

¹³Inwiefern die dort vertretenen Thesen überhaupt als eine Art von Feminismus bezeichnet werden können, fragt sich auch Stacey selbst. Sie kommt jedoch zu dem Schluss, dass die eigene Verortung der Autorinnen sowie die öffentliche Rezeption der Autorinnen als Feministinnen eine Auseinandersetzung mit diesem konservativen Gedankengut unter diesem 'Label' notwendig macht (vgl. Stacey 1986: S. 244, Anmerkung 6).

aufgewertet, insbesondere jedoch Mutterschaft und alles, was damit verbunden ist oder wird. Drittens lehnen sie den Kampf gegen patriarchale Strukturen zugunsten jeweils unterschiedlicher politischer Ziele ab, die als wichtiger angesehen werden (vgl. ebd.: S. 222). McRobbie fasst den Ausgangspunkt dieses 'konservativen Feminismus' so zusammen: „[D]er Feminismus habe deshalb keinen Erfolg gehabt, weil er zu männerfeindlich, zu pro-lesbisch und viel zu familienfeindlich war“ (McRobbie 2010: S. 57). In der Tat zeigt dieser konservative Feminismus einige Schwächen des sogenannten Zweite-Welle-Feminismus auf, beispielsweise in der mangelnden oder zu ablehnenden Auseinandersetzung mit Elternschaft (vgl. Stacey 1986: S. 221). Das Beharren auf konservativen Familienstrukturen und Geschlechterstereotypen sowie „eine defensive, sentimentale Verklärung von Weiblichkeit und besonders von Mütterlichkeit“ (McRobbie 2010: S. 58) kann jedoch nicht die Lösung dieses Problems sein. Allerdings bildet dieser konservative Feminismus und sein zugrunde liegendes Familien- und Frauenbild die Grundlage für die politische Komponente des neuen Geschlechtervertrags (vgl. ebd.: S. 62).

3.1.3 Mutterschaft im Rahmen des neoliberalen Geschlechtervertrags und New Maternalism

In Bezugnahme auf Foucaults Vorlesungen zur Geburt der Biopolitik (Foucault 2004) erläutert McRobbie einen Zusammenhang zwischen Neoliberalismus und Familienleben: Indem Parallelen zwischen Familien- und Haushaltsorganisation und Unternehmensführung gezogen wurden, wurde das bürgerliche Familienideal weiter gefestigt: „[This] means that a business ethos at home, rather than a rowdy and truculent working class culture, is promoted once again to girls and young women as a morally superior way to live“ (McRobbie 2013: S. 141). In einer auf diese Weise ökonomisch geprägten Gesellschaft wird das Kind schnell zum Humankapital, in das es zu investieren gilt. Solche Investitionen kosten allerdings nicht nur Geld, sondern auch Zeit, sodass es sinnvoll erscheint, als Mutter¹⁴ (zumindest zeitweise oder in Teilzeit) zuhause zu bleiben, um dem Kind angemessene Unterstützung und Förderung zukommen zu lassen. Dabei ist die Mutter allerdings keine 'Nur-Mutter', sondern vielmehr die 'Managerin eines erfolgreichen Familienunternehmens', um eine ältere Vorwerk-Fernsehwerbung zu zitieren. Mutterschaft erfährt auf diese Weise eine Aufwertung – allerdings zum Preis eines wachsenden Drucks auf Mütter, der sich aus der höheren Verantwortung und dem Anspruch, den Idealbildern zu entsprechen, ergibt. Neben ihren Pflichten als Mutter hat sie zudem die familiären Finanzen im Blick zu haben und ihren (sexuellen) Wert zu pflegen, um die Partnerschaft lebendig und die Familie somit intakt zu erhalten (vgl. ebd.: S. 141f.). Auf diese Weise

¹⁴Mehrheitlich sind es die Mütter, die zuhause bleiben (vgl. Kap. 1). Jedoch weist McRobbie darauf hin, dass die Entscheidung, zuhause zu bleiben, eine moderne „team decision“ (McRobbie 2013: S. 141) ist, die, so wird vorgegeben, zum einen freiwillig und zum anderen stets reversibel sei und somit nichts mit der als überholt dargestellten Benachteiligung von Frauen oder gesellschaftlichen Normen zu tun habe (vgl. ebd.: S. 141).

wird sie zum „female head of household who can 'do it all' even if she cannot quite 'have it all'“ (ebd.: S. 142).

Auf der einen Seite werden junge Frauen also zur Karriere ermutigt, indem in ihre Bildung investiert wird. Das beschert dem Staat geringere Sozialausgaben und befördert die weiblich orientierte Konsumkultur. Auf der anderen Seite wird von ihnen jedoch verlangt, zugunsten der bevorzugten Familienform 'Kernfamilie' beruflich zurückzustecken, sobald sie in ein bestimmtes Alter kommen, in dem es gesellschaftlich anerkannt und gewünscht ist, dass sie Kinder bekommen. Auf diese Weise entsteht die vielzitierte Doppelbelastung von Karriere und Familie. Der neue Geschlechtervertrag hält für dieses Problem einen sozialen Kompromiss bereit: Die Mutter, die nach der Geburt wieder arbeiten geht, verzichtet auf die feministische Kritik an der geschlechtsstereotyp und ungleich verteilten Haus- und Sorgearbeit und hofft stattdessen auf die Unterstützung der Politik zur besseren Vereinbarkeit ihrer zwei Rollen (vgl. McRobbie 2010: S. 117f.) :

„Das Regierungshandeln schützt also die männliche Hegemonie, indem Frauen in ihrer Doppelbelastung unterstützt werden, während die Medien und die Populärkultur sich darum bemühen, berufstätigen Ehefrauen und Müttern mit Hilfe postfeministischer Selbstverbesserungsmaßnahmen, Hypersexualität und Leistungsfähigkeit zu neuem Glamour zu verhelfen.“ (ebd.: S. 118)

Work-Life-Balance und andere der Management-Literatur entnommene Begriffe fungieren als Schlüsselworte dieses doppelten Kompromisses (vgl. ebd.: S. 118f.). Von politischer Seite wird also suggeriert, Programme zur besseren Vereinbarkeit von Familie und Beruf sowie ein Zurückstecken von Anforderungen in beiden Bereichen seien die Lösung aller Probleme. Die radikale Forderung nach einer gerechten Aufteilung von Reproduktionsarbeit zwischen den Geschlechtern, wie sie von zahlreichen Feministinnen vertreten wurde und wird, gerät in diesem Kontext „zu einer persönlichen Frage oder zum Anzeichen dessen, ob sie bei der Partnerwahl ein gutes Händchen hatte oder nicht. Wenn ja, so wirkt sich ihr Lebensplan an diesem Punkt zu ihrem Vorteil [sic!].“ (ebd.: S. 119). Als persönliche Entscheidung ist auch die Frage zu sehen, wie viel Zeit Männer in ihrer Familie verbringen und wie sie sich dort einbringen (vgl. ebd.: S. 119) – die Frau muss Familie und Beruf vereinbaren, der Mann kann sich verstärkt in die Familie einbringen. Dabei sind Mütter auf dem Arbeitsmarkt gleich doppelt benachteiligt: Zum einen durch strukturelle Hürden als Frauen allgemein (Stichworte gender pay gap, gläserne Decke, Männerseilschaften etc.), zum anderen als Mütter im Speziellen, denn die Merkmale des neoliberalen Arbeitsmarktes sind häufig nicht mit einer verlässlichen Sorge für Kinder zu vereinbaren:

„Projektbezogene Arbeit, informelle Rekrutierungswege, undurchsichtige Strukturen und Wege in den Medien und in der Kulturarbeit sowie die auf aggressiver Konkurrenz basierende Kultur der unbegrenzt langen Arbeitstage werden in der Ära der Deregulierung und Privatisierung immer mehr zur

Normalität“ (ebd.: S. 121),

beschreibt McRobbie. Insofern ist es nicht erstaunlich, dass Frauen das Mutter-Werden zeitlich nach hinten verschieben, um zunächst von ihrer Ausbildung ökonomisch zu profitieren und die Freiheiten, die die postfeministische Ära ihnen verspricht, auszukosten. Die neoliberale Metaerzählung erhöht hier den gesellschaftlichen staatlich geförderten¹⁵ Druck mit dem Ziel, dass möglichst (nur) gut ausgebildete, beruflich erfolgreiche Frauen Kinder bekommen, da sie aufgrund ihrer finanziellen Situation dem Sozialstaat und damit den Steuerzahlenden weniger Kosten verursachen. (vgl. ebd.: S. 125) Die allgemeine Akzeptanz von modernen Reproduktionstechnologien wie der In-Vitro-Fertilisation sowie neue Methoden wie das zuletzt viel diskutierte Social Freezing in diesem Zusammenhang zu betrachten, wäre sicherlich ein interessantes Forschungsvorhaben.

3.2 Boltanski/Chiapello: Der neue Geist des Kapitalismus

Kapitalismus ist laut der von Boltanski und Chiapello angegebenen Minimaldefinition die „Forderung nach unbegrenzter Kapitalakkumulation durch den Einsatz formell friedlicher Mittel“ (Boltanski/Chiapello 2013: S. 39, Herv. i. O.), vor allem durch gezieltes Reinvestieren des erwirtschafteten Kapitals (vgl. ebd.: S. 39). Wichtig ist in diesem Zusammenhang, dass Kapital von materiellem Reichtum wie beispielsweise Luxusgütern entkoppelt wird und auch nicht das Geld als an sich bereits abstrakter Wert höchste Priorität erhält, sondern die Fähigkeit zur „ständigen Umwandlung des Kapitals“ (ebd.: S. 39). Auf der Grundlage dieser Definition wird nachfolgend zunächst zusammengefasst, wodurch sich der neue, neoliberale Geist des Kapitalismus, den Boltanski und Chiapello beschreiben, auszeichnet, bevor anschließend ein bestimmtes Merkmal des Neoliberalismus, nämlich die projektorientierte Werteordnung, näher betrachtet wird.

3.2.1 Der neue, neoliberale Geist des Kapitalismus

Die Ausgangslage der umfassenden, in den 1990er Jahren entstandenen Studie von Boltanski und Chiapello ist ein Boom des Kapitalismus, der den Autor*innen zufolge seit den 1980er Jahren zu beobachten ist. Wirtschaftliche Umbrüche seit den 1970er Jahren, die die Wohlstands- und Sicherheitsvorstellungen der Nachkriegszeit erschütterten (vgl. Boltanski/Chiapello 2013: S. 30-32), das Verstummen der Kapitalismuskritik nach 1968 sowie grundlegende Veränderungen der kapitalistischen Strukturen in den 1980er Jahren führten zur Ausprägung eines 'neuen Geistes des Kapitalismus', den man gemeinhin als neoliberalen Kapitalismus bezeichnet. Die eben erwähnten grundlegenden Veränderungen der kapitalistischen Rahmenbedingungen wirken sich direkt auf den

¹⁵Beispiele: Elterngeld, Elterngeld Plus, steuerliche Vorteile (höherer Kinderfreibetrag im Vergleich zum Kindergeld), kein Kindergeld, Elterngeld usw. für Bezieherinnen von Leistungen nach dem SGB II.

Arbeitsmarkt und somit auch auf die Individuen aus:

„Die Neuordnung des Kapitalismus in den letzten beiden Jahrzehnten, die um die Finanzmärkte und eine Fusions- und Übernahmepolitik herum im Kontext einer günstigen Steuer-, Sozial- und Lohnpolitik von Seiten der Regierungen erfolgte, ging darüber hinaus Hand in Hand mit einem starken Anreiz zur Flexibilisierung der Arbeit.“ (ebd.: S. 24)

Dies bringt nach Boltanski und Chiapello eine Auflösung der bisherigen Strukturen der Arbeitswelt mit sich. Das bedeutet, dass atypische Beschäftigungsverhältnisse – befristet, Teilzeit, Zeitarbeit, Minijobs, Praktika – häufiger werden und den Arbeitsmarkt unsicher werden lassen (vgl. ebd.: S. 24f. und 272f.).¹⁶ Die klassische Karriereleiter wird ersetzt durch Projekte, deren erfolgreiches Durchführen und der damit verbundene Kompetenzgewinn (also die bessere employability) für die Teilnahme an spannenderen Projekten qualifiziert (vgl. ebd.: S. 138f.). Die persönliche Entwicklung und das Sammeln von Erfahrungen wird so zum „allen anderen Projekten zugrundeliegende[n] Langzeitprojekt“ (ebd.: S. 157). Außerdem benötigt die kapitalistische Machtelite eine nicht-ideologieimmanente Begründung, um „die Angestellten zur Mitarbeit an der kapitalistischen Profitmaximierung zu bewegen“ (ebd.: S. 261). In der vorangehenden Periode des Kapitalismus wurden die Ziele Wachstum und Fortschritt mit dem Streben nach mehr sozialer Gerechtigkeit – beispielsweise der Teilhabe der Arbeiterklasse an den Möglichkeiten der Konsumgesellschaft – verknüpft. Im heutigen neoliberalen Geist des Kapitalismus ist an die Stelle der sozialen Gerechtigkeit die Selbstverwirklichung getreten (vgl. ebd.: S. 261). Dabei ist Selbstverwirklichung nicht mehr nur ein aus persönlichen Gründen erstrebenswertes Ziel, sondern auch ein Indikator, anhand dessen die Wertigkeit von Menschen gemessen wird (vgl. ebd.: S. 462).

Hier klingt bereits an, dass sich im Neoliberalismus auch die Werte ändern – persönliche Entwicklung und Erfahrungsgewinn steht beispielsweise über einer gleichförmigen Erwerbsbiografie. Da sich die Wertigkeitsordnung einer Gesellschaft direkt und indirekt auf die in ihr lebenden Individuen auswirkt und ihre Diskurse mitstrukturiert, ist die von Boltanski und Chiapello beschriebene Wertigkeitsordnung des Neoliberalismus für die vorliegende Arbeit von besonderem Interesse. Die beiden Autor*innen bezeichnen diese mit dem Begriff der projektbasierten Polis. Mit Hilfe des Konzepts der Polis¹⁷ strukturieren Boltanski und Chiapello verschiedene Wertigkeitsordnungen

¹⁶Laut einer neuen DGB-Studie („Arbeitsqualität aus der Sicht von jungen Beschäftigten“) gehen etwas 30 Prozent der unter 35-jährigen einer „atypischen“ Beschäftigung nach – bei den unter 25-jährigen ist es sogar fast die Hälfte (DGB 2015, S.30). Laut dem gewerkschaftsnahen Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Institut (WSI) sowie einer Studie der Friedrich-Ebert-Stiftung (FES) waren 2014 fast 40 Prozent aller abhängig beschäftigten in Teilzeit, Leiharbeit oder Minijob tätig (WSI 2015 und Schulze Buschoff 2015, S. 8). Nach einer Studie des Instituts für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung (IAB) der Bundesagentur für Arbeit, die den Zeitraum von 2004 bis 2014 auswertet, schreitet die atypische Beschäftigung im Wissenschaftsbetrieb im Speziellen aber auch im öffentlichen Dienst im Allgemeinen voran: Der Anteil der befristeten Beschäftigungsverhältnisse im öffentlichen Sektor ist demnach um zehn Prozent höher als in der Privatwirtschaft (Hohendanner/Ostmeier/Ramos Lobato 2015, S. 13).

¹⁷Im französischen Original wird der Begriff der *cité* verwendet. In der vorliegenden Arbeit wird allerdings überwiegend

innerhalb einer Gesellschaft. Die von Boltanski und Thèvenot bereits 1991 beschriebenen sechs Polis-Formen sind die erleuchtete, die familienweltliche, die bürgerweltliche, die marktwirtschaftliche und die industrielle Polis sowie die Reputationspolis (vgl. ebd.: S. 61-63).¹⁸ Boltanski und Chiapello stellen nun fest, dass die mit dem von ihnen formulierten neuen Geist des Kapitalismus, also dem neoliberalen Kapitalismus, verbundenen Wertigkeiten nicht hinlänglich durch die sechs bestehenden Polis-Modelle beschrieben werden können. Sie führen daher die projektbasierte Polis als siebte Polisform ein zur Beschreibung „relative[r] Wertigkeitspositionen in einer vernetzten Welt“ (ebd.: S. 64). Analog ließe sich auch „von einer projektbasierten Sozialstruktur oder einer projektbasierten, allgemeinen Gesellschaftsorganisation sprechen“ (ebd.: S. 150). „Die Polis erscheint somit als ein *selbstbezügliches kritisches System*, das Teil einer Welt ist, die gerade im Entstehen begriffen ist und sich beschränken muss, um dauerhaft Bestand zu haben“ (ebd.: S. 565). Dies funktioniert beispielsweise dadurch, dass eine hohe Wertigkeit (einer Person) an bestimmte Regeln oder die Einhaltung von Grenzen gekoppelt ist (vgl. ebd.: S. 565). Boltanski und Chiapello beschreiben die projektbasierte Polis als „eine der denkbaren Lösungen der kapitalistischen Ideologiekrise“ (ebd.: S. 566), dennoch verschlechtern sich in der neoliberalen Realität Arbeits- und Lebensbedingungen vieler Menschen zunehmend, während soziale Ungleichheiten größer werden. Angesichts dessen bauen die Autor*innen auf die Kraft einer Kapitalismuskritik, die eine regulierende Ordnung wiederherstellen soll (vgl. ebd.: S. 566). Ob dies jedoch eine realistische Prognose ist oder sich der Kapitalismus stattdessen weiter zerstörerisch ausbreitet, kann von ihnen allerdings nicht beantwortet werden (vgl. ebd.: S. 569).

3.2.2 Die projektorientierte Werteordnung des Neoliberalismus

Um genauer zu verstehen, wodurch sich die projektorientierte Werteordnung des neuen Kapitalismus auszeichnet, wird sie im Folgenden hinsichtlich des ihr eigenen Äquivalenzprinzipes, ihrem Verhältnis zum Begriff der Gerechtigkeit sowie der ihr zugrundeliegenden Naturdefinition etwas näher betrachtet.

Das Äquivalenzprinzip, welches Ordnungen und Bewertungen innerhalb der projektbasierten Gesellschaft zugrunde liegt, ist die Aktivität. Im Gegensatz zur industriellen Polis ist diese als Wert jedoch losgelöst von der Erwerbsarbeit und erstreckt sich somit auf alle Lebensbereiche (vgl. ebd.: S. 155). Aktivität zeigt sich im Vernetzen mit Personen und Projekten (vgl. ebd.: S. 155) und ist gleichsam Grundlage für und Resultat von Flexibilität, Anpassungs- und Begeisterungsfähigkeit (vgl.

der ebenfalls von Boltanski und Chiapello verwendete Begriff der Wertigkeitsordnung verwendet, da dieser meiner Meinung nach besser verdeutlicht, um was es geht. Alternativ könnte man auch von „Rechtfertigungslogiken“ (ebd.: S. 62) sprechen.

¹⁸Auf diese verschiedenen Polis-Formen wird an dieser Stelle nicht weiter eingegangen, da sie für die weitere Arbeit nicht relevant sind.

ebd.: S. 158) und Kommunikationstalent (vgl. ebd.: S. 166). „Etwas in Angriff nehmen, etwas unternehmen, sich verändern sind Begriffe, die gegenüber einer oft mit Tatenlosigkeit gleichgesetzten Stabilität zunehmend positiv bewertet werden“ (ebd.: S. 210), beobachten Boltanski und Chiapello. Das erschwert allerdings bestimmten Personengruppen das Erlangen einer höherwertigen gesellschaftlichen Position, da sie in ihrem Alltag auf eine gewisse Stabilität und Verlässlichkeit angewiesen sind – so zum Beispiel Müttern, von denen gleichzeitig erwartet wird, dass sie ihren Kindern ein stabiles familiäres Umfeld schaffen. Es ist zu vermuten, dass eine berufstätige Mutter, die sich zwischen ihren beruflichen und familiären Aufgaben aufreibt und von A nach B hetzt, angesehen ist als ihr daheimgebliebenes Pendant, da sie scheinbar aktiver ist. Eng mit dem Wert der Aktivität ist die Mobilität verbunden, die ebenfalls als Voraussetzung für eine Wertigkeitsposition gilt. Faktoren, die diese Mobilität einschränken, wie feste, lokal verwurzelte Sozialbeziehungen, Kinder oder pflegebedürftige Angehörige, gelten dabei allgemein als individuell gewählte und somit nicht entschuldigende Angelegenheit: „Das ist im Grunde jedoch ihr Problem, vielleicht sogar ihre Schuld, weil sie einfach nicht bereit sind, die notwendigen Mobilitätsopfer zu bringen“ (ebd.: S. 399f.). Dabei sind es gerade die Immobilen, die durch ihre Funktion als ortsgebundene Stellvertreter die Machtpositionen der mobilen Elite ermöglichen (vgl. ebd.: S. 400-402). Aktivität und Mobilität funktionieren als Äquivalenzprinzipien also nur, wenn in einer Gesellschaft tatsächlich Unterschiede in der Verfügbarkeit dieser Werte bestehen.

Solche Unterschiede werden gemeinhin als ungerecht empfunden. Jedoch könnte die projektorientierte Polis nicht auch als Rechtfertigungsregime bezeichnet werden, wenn es solche Differenzen nicht durch eine spezifische und systemimmanente Auffassung von Gerechtigkeit ermöglichen würde:

„Das Verhältnis zwischen großen und kleinen Wertigkeitsträgern ist dann gerecht, wenn die Großen im Gegenzug zu dem ihnen entgegengebrachten Vertrauen und dem Eifer, mit dem sich die Kleinen in die Projekte stürzen, die Mitarbeiter mit geringerer Netzkompetenz aufwerten.“ (ebd.: S. 168)

Diese Aufwertung beziehungsweise Wertschätzung der 'Kleinen' geschieht beispielsweise durch Weiterempfehlung oder das Bekanntmachen von möglichen Anschlussprojekten. Gerecht bedeutet zudem, dass eine hohe Wertigkeit nicht mit allem vereinbar ist: So besteht ein „Ungebundenheitsimperativ“ (ebd.: S. 169), demzufolge nur nach ganz oben aufsteigen kann, wer vollständig flexibel und stets offen für neue Kontakte ist. Die Pflege von intensiven Beziehungen und Freundschaften erscheint in diesem Sinne als hinderlich, da sie zeitintensiv ist und so dem Knüpfen neuer Kontakte entgegensteht (vgl. ebd.: S. 169f.). In diesem Sinne erscheint es als gerecht, wenn Personen, die der Forderung nach Flexibilität, Mobilität und Ungebundenheit nicht nachkommen, bestimmte gesellschaftlich anerkannte Positionen nicht ausfüllen können. Das Aufrechterhalten einer

langfristigen Partnerschaft oder gar eine Familiengründung stehen so dem beruflichen Fortkommen auf dem neoliberalen Arbeitsmarkt entgegen. Dies wird jedoch durch den gerechtigkeitsvermittelnden Diskurs des 'Man kann nicht alles haben', der auch bei McRobbie in Bezug auf Karriere und Mutterschaft ausgeführt wurde, legitimiert.

Besonders plausibel wird das Wertigkeitssystem der projektbasierten Polis durch eine ihm zugrunde liegende 'Naturdefinition'. Dabei handelt es sich um die Naturalisierung des Netz-Begriffs, der lange Zeit eher den Beigeschmack von Illegalität besaß (man denke an mafiöse Netze und dergleichen, vgl. ebd.: S. 17ff.). Seit den 1970er Jahren erfährt 'das Netz' jedoch eine neue Popularität – es wird Gegenstand zahlreicher wissenschaftlicher Arbeiten und wird nun als natürliche Organisationsform von Mensch und Natur aufgefasst (weiterführend dazu vgl. ebd.: S. 188-194). Folglich wird auch die Gesellschaft als ein Netzwerk von menschlichen Individuen verstanden, die durch ihr Miteinander-in-Beziehung-Treten diesem Netz neue Verbindungen hinzufügen können.

„In einer vernetzten Welt hingegen verschwindet die Unterscheidung zwischen Privat- und Berufsleben tendenziell unter dem Eindruck einer doppelten Verquickung einerseits zwischen den Eigenschaften eines Mitarbeiters und seinem Leistungsvermögen (die in dem Begriff der *Kompetenz* untrennbar miteinander verbunden sind) und andererseits zwischen persönlichem Besitz [...] und gesellschaftlichem, von der Organisation besessenem Eigentum.“ (ebd.: S. 209, Herv. i. O.)

Dieser Beobachtung zufolge gibt es nichts, was nicht miteinander vernetzbar wäre. Jedes Individuum ist daher in vielfältige Netzwerkstrukturen eingebunden. Je besser jemand vernetzt ist, desto attraktiver wird diese Person für andere: Denn über sie bietet sich wiederum die Chance zur erneuten Erweiterung des eigenen Netzes.¹⁹

3.3 Bröckling: Das unternehmerische Selbst

Wie sich die Entwicklung zum Neoliberalismus auf Subjektivierungsprozesse auswirkt, zeigt Bröckling in seinem 2007 veröffentlichten Werk *Das unternehmerische Selbst*. Wie auch für McRobbie bilden Foucaults Vorlesungen zur Gouvernementalitätsgeschichte und Biopolitik (Foucault 2004) einen wichtigen Bezugspunkt, um aufzuzeigen, „wie der Diskurs der neoliberalen Ökonomie das Unternehmen als durchgängiges Modell gesellschaftlicher Organisation und den Unternehmer seiner selbst als verallgemeinerte Subjektivierungsform postuliert“ (Bröckling 2007: S. 78), was Bröckling in seiner Foucault-Lektüre als „Fluchtpunkt neoliberaler Regierungsrationalität“ (ebd.: S. 78) identifiziert. Nach einer allgemeinen Beschreibung des unternehmerischen Selbst wird auf den Zusammenhang dieser Subjektivierungsform mit der

¹⁹Hier zeigt sich wie auch an anderen Stellen der vorliegenden Arbeit eine hohe Anknüpfungsfähigkeit an theoretische Überlegungen Bourdieus, an dieser Stelle insbesondere Bourdies Kapitalsorten, genauer das soziale Kapital.

Kategorie Gender eingegangen, um anschließend das Thema Mutterschaft im Kontext neoliberaler Diskurse betrachten zu können.

3.3.1 Das Leitbild des unternehmerischen Selbst

„Das unternehmerische Selbst ist ein Leitbild“ (ebd.: S. 7), das sich in Deutungs- und Rollenangeboten, Normen, Institutionen und „Sozial- und Selbsttechnologien“ (ebd.: S. 7) manifestiert. Auf der Grundlage des Foucault'schen Gouvernementalitätsbegriffes²⁰ untersucht Bröckling dieses Leitbild hinsichtlich seiner Wirkungsmacht und -weisen. Die tatsächlichen (empirischen) Effekte auf die davon tangierten Subjekte sind nicht Teil seiner Untersuchung (vgl. ebd.: S. 10f.). Bröckling schließt hierbei an Roses Genealogie der Subjektivierung an, die offenlegt, in welchen Kontexten das Subjekt auf welche Weise problematisiert wurde und wird (vgl. Rose 1996: S. 23). Die Annahme eines Primats der Selbstregierung teilt dieser Zugang mit der Theorie der reflexiven Modernisierung (Beck 1986, Beck 1993, Giddens 1991, Beck/Giddens/Lash 1996)²¹, betrachtet es jedoch aus einem anderen Blickwinkel (vgl. Bröckling S. 26f.): „Statt die Regime des Selbst aus einer Zentralperspektive zu (re-)konstruieren, zeichnet sie Konstellationen nach, aus denen sich jene Regime zusammensetzen.“ (ebd.: S. 27).

„In der Figur des unternehmerischen Selbst verdichten sich sowohl normatives Menschenbild wie eine Vielzahl gegenwärtiger Selbst- und Sozialtechnologien, deren gemeinsamen Fluchtpunkt die Ausrichtung der gesamten Lebensführung am Verhaltensmodell der Entrepreneurship bildet.“ (ebd.: S. 47)

Das Leitbild des unternehmerischen Selbst besteht also nicht nur als gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Druck von außen, sondern wird von den Individuen gleichsam internalisiert: „Ein unternehmerisches Selbst ist man nicht, man soll es werden. Und man kann es nur werden, weil man immer schon als solches angesprochen wird.“ (ebd.: S. 47). Die Omnipräsenz des normativen Anspruchs führt zur gezielten Adressierung menschlicher Subjekte als jeweils ein unternehmerisches

²⁰Gouvernementalität bedeutet nach Foucault: „Unter Gouvernementalität verstehe ich die Gesamtheit gebildet aus den Institutionen, den Verfahren, Analysen und Reflexionen, den Berechnungen und den Taktiken, die es gestatten, diese recht spezifische und doch komplexe Form der Macht auszuüben, die als Hauptzielscheibe die Bevölkerung, als Hauptwissensform die politische Ökonomie und als wesentliches technisches Instrument die Sicherheitsdispositive hat. Zweitens verstehe ich unter 'Gouvernementalität' die Tendenz oder die Kraftlinie, die im gesamten Abendland unablässig und seit sehr langer Zeit zur Vorrangstellung dieses Machttypus, den mal als 'Regierung' bezeichnen kann, gegenüber allen anderen – Souveränität, Disziplin – geführt und die Entwicklung einer ganzen Reihe spezifischer Regierungsapparate einerseits und einer ganzen Reihe von Wissensformen andererseits zur Folge gehabt hat. Schließlich glaube ich, dass man unter Gouvernementalität den Vorgang oder eher das Ergebnis des Vorgangs verstehen sollte, durch den der Gerechtigkeitsstaat des Mittelalters, der im 15. und 16. Jahrhundert zum Verwaltungsstaat geworden ist, sich Schritt für Schritt 'gouvernementalisiert' hat.“ (Foucault 2000: S. 64f.) Bei Bröckling ist die erste Definition von Gouvernementalität ausschlaggebend, in der die Bevölkerung „als Zweck und Instrument der Regierung“ (ebd.: S. 61) zu begreifen ist: „Regieren heißt in diesem Sinne, das Feld eventuellen Handelns der anderen zu strukturieren.“ (Foucault 1994: S. 255).

²¹Auf die genannten Autoren und ihre Werke kann im Rahmen dieser Arbeit nicht näher eingegangen werden.

Selbst, weshalb diese versuchen, diesem Anspruch in Form der Ansprache gerecht zu werden. Die Crux des Leitbildes besteht allerdings darin, dass 'man es werden soll', aber es gar nicht werden kann: Die beständige Annäherung an das Leitbild ist ein stetiges, aber niemals endendes Unterfangen, und so ist auch der Prozess der Subjektivierung als unternehmerisches Selbst niemals abgeschlossen. In diesem Sinne ist das Leitbild des unternehmerischen Selbst nicht zu verwechseln mit einem Idealtypus im Sinne Max Webers (vgl. ebd.: S. 47). Bröckling zufolge hat das Leitbild des unternehmerischen Selbst fraglose Plausibilität erlangt – „Fraglose Plausibilitäten sind so etwas wie das historische Apriori des Denkens und Handelns.“ (ebd.: S. 50).

Einen Ursprung dieses Leitbildes sieht Bröckling in bestimmten politischen Konzepten:

„Dass jede und jeder zum Unternehmer des eigenen Lebens werden sollte, lag in der Logik von Thatcherism und Reaganomics, welche die individuelle Selbstverantwortung an die oberste Stelle der politischen Agenda setzten und mit diesem Postulat den Abbau wohlfahrtsstaatlicher Sicherungssysteme flankierten.“ (ebd.: S. 53).

Diese Idee der Eigenverantwortung und des Managebar-Machens individuellen Erfolgs wird populär durch die Management-Literatur, die ab den 1980er Jahren boomt (vgl. ebd.: S. 62) und bald eine Ausweitung und Radikalisierung vom beruflichen hin auf das gesamte Leben mit explizitem Bezug auf Selbstoptimierung erfährt (vgl. ebd.: S. 66): Denn „die Geschäftsführung des eigenen Lebens erlischt erst mit dem Tod“ (ebd.: S. 67). Diese Entgrenzung der beruflichen Sphäre macht es unmöglich, Privates und Geschäftliches strikt voneinander zu trennen. Eine Lebensführung, die sich am Leitbild des unternehmerischen Selbst ausrichtet, hat insofern auch Auswirkungen auf die sozialen Beziehungen und Partnerschaften eines Menschen: Der Imperativ des perfekten Managements erstreckt sich auch auf ehemals rein private Bereiche. Interessant ist dabei Bröcklings Beobachtung, dass sich die Rhetorik des unternehmerischen Selbst an unterschiedlichste Personengruppen richtet – sowohl an Manager*innen als auch an Langzeitarbeitslose oder Förderschüler*innen (vgl. ebd.: S. 75). Dies verdeutlicht noch einmal, welche Präsenz und Wirkungsmacht dieses Leitbild innehat.

Doch wodurch genau zeichnet sich ein unternehmerisches Selbst aus? Diese Frage kann aufgrund der großen Reichweite des Leitbildes nicht so leicht beantwortet werden. Bröckling stellt fest: „Unternehmerische Initiative gilt inzwischen als Universaltherapie für alles und jeden, ihr Fehlen als Ursache sämtlicher Probleme.“ (ebd.: S. 124). Der kleinste gemeinsame Nenner dieses universellen Anspruchs besteht darin, aktiv zu werden und durch unternehmerische Tugenden wie Risikofreude und Kreativität den eigenen Erfolg in die Hand zu nehmen. Gleichzeitig hat das Individuum jedoch kontrolliert und planend vorzugehen (vgl. ebd.: S. 125). Nicht nur mit diesem Widerspruch hat das Individuum zu kämpfen, sondern auch mit verschiedenen Persönlichkeitsanteilen, die sich eigentlich

gegensätzlich zueinander verhalten, aber dennoch miteinander in Einklang gebracht werden sollen, um das eigene Leben unternehmerisch erfolgreich auszurichten (vgl. ebd.: S. 70). Am Beispiel einer Mutter kann dies verdeutlicht werden: Der Wunsch, viel Zeit zuhause mit Kind(ern) zu verbringen, steht dem Wunsch nach einer erfolgreichen Karriere gegenüber. Die unternehmerische Rhetorik macht daraus eine Frage des Managements – ein optimiertes Management sorgt dafür, 'alles unter einen Hut zu bekommen'. Das bedeutet faktisch jedoch:

„Die strukturelle Überforderung hält den Einzelnen in einem Zustand fortwährender Kritisierbarkeit und erzeugt eine Daueranspannung, die ihn niemals zur Ruhe kommen lässt, weil er jeden Fortschritt in der einen Richtung durch entsprechende Anstrengungen in der Gegenrichtung ausgleichen muss. Subjektivierung erweist sich hier als Kunst des Balancehaltens, einer Balance allerdings, die nicht nach einer imaginären Mitte sucht, sondern nach der Kopräsenz der Extreme.“ (ebd.: S. 244f.)

Der Logik des Marktes folgend zeichnet sich das unternehmerische Selbst dadurch aus, seine Konkurrenz zu überbieten. Aufgrund des Universalitätsanspruchs des Leitbilds unterliegen denn auch nahezu alle Lebensbereiche diesem Konkurrenz- und Optimierungsdruck.

„Es ist diese Kombination von allgemeiner Möglichkeit und ihrer selektiven Realisierung, welche die ökonomische Bestimmung unternehmerischen Handelns zum Fluchtpunkt individueller Optimierungsanstrengungen macht und zugleich jenen, die im täglichen Konkurrenzkampf unterliegen, die alleinige Verantwortung für ihr Scheitern aufbürdet.“ (ebd.: S. 126)

Theoretisch, so wird suggeriert, kann es jede*r schaffen, praktisch setzten sich allerdings die 'Besten' durch.

Bröckling beschreibt verschiedene Sozial- und Selbsttechniken, in denen sich das Leitbild des unternehmerischen Selbst ausdrückt: Bereits kurz erwähnt wurde die Kreativität, die Bröckling „als Antwort auf die Innovationszwänge kapitalistischer Modernisierung etwa oder allgemeiner: als Reflex ökonomischer Notwendigkeiten“ (ebd.: S. 153) interpretiert. Ebenfalls genannt wurden Eigenverantwortlichkeit und Selbstverpflichtung, die durch eine „Mobilmachung des unternehmerischen Selbst durch eine Rhetorik des Empowerment“ (ebd.: S. 227) angesprochen werden und in der Folge zu höherer Arbeitsbelastung aufgrund des ökonomischen Wettbewerbs der Subjekte untereinander führen (vgl. ebd.: S. 207-214 und S. 228). Dieser ökonomische Wettbewerb, die Marktorientierung, führt zudem zu einem qualitätsbewussten Denken beziehungsweise zu Strategien des Qualitätsmanagements²², mit Hilfe derer der eigene Erfolg überprüft werden kann (vgl. ebd.: S. 216). Der letzte Punkt, den Bröckling unter den Strategien und Programmen des

²²Zu diesen Strategien gehören seit einiger Zeit auch zahlreiche Apps für das Smartphone, die unter den Stichworten 'Quantified Self' und 'Self-Tracking' persönliche Daten aus allen Lebensbereichen aufzeichnen und mit dem Ziel der Optimierung auswerten.

unternehmerischen Selbst ausführt, ist das Projekt. Dabei geht er auch auf Boltanski/Chiapello (2013) ein, deren zentrale Auffassung der Form des Projekts für die Wertigkeitsordnung des Neoliberalismus bereits im vorangehenden Kapitel ausgeführt wurde. Aufgrund der unscharfen Definition des Begriffs 'Projekt' ist es Bröckling zufolge möglich, „nahezu alles in den Status eines Projekts zu erheben – von der Liebesbeziehung bis zum Feldzug, von der Forschungsarbeit bis zur Ferienfreizeit, von der Markteinführung eines neuen Waschmittels bis zur Inszenierung eines Theaterstücks“ (Bröckling 2007: S. 248f.) und so weiter.²³ Diese Möglichkeit wird auch ausgeschöpft, denn „wenn es als ausgemacht gilt, dass Projektorganisation der Königsweg zu mehr Flexibilität und Selbstverantwortung ist, dann liegt es nahe, auch die Verwaltung des eigenen Lebens auf Projektmanagement umzustellen“ (ebd.: S. 279). Bröcklings Aufzählung verdeutlicht, dass infolgedessen auch private Dinge wie Beziehungen Projektstatus erlangen können. Projekte sind, der Vermischung von Privat- und Berufsleben und der allgemeinen Optimierungslogik gemäß, als das gesamte Leben umfassend zu begreifen: „Die Form 'Projekt' ist ein historisches Apriori unseres Selbstverhältnisses, eine Folie, auf der wir uns – im Guten wie im Schlechten – selbst begreifen und modellieren.“ (ebd.: S. 282)

Ähnlich dem 'neuen Geist des Kapitalismus', der im vorangehenden Kapitel näher betrachtet wurde, gelingt es auch dem unternehmerischen Selbst als Leitbild, Kritik aufzunehmen und zu transformieren, beispielsweise, indem die Kritik an permanenter Aktivität selbst kommerzialisiert wird (vgl. ebd.: 293-297). Kritik muss nach Bröckling als der permanente Versuch verstanden werden, sich dem Zugriff gouvernementaler Programme zu entziehen (vgl. ebd.: S. 286). Zwei Dinge erschweren die Kritik am unternehmerischen Selbst: Zum einen erscheint das Leitbild selbst als kritisch, da es Hierarchie und regierende Autoritäten infrage stellt, indem es auf Selbstverantwortlichkeit der Menschen setzt (vgl. ebd.: S. 285). Zum anderen lautet ein Imperativ des Leitbildes Distinktion – „Kritik steht damit vor der nicht minder paradoxen Aufgabe, anders anders zu sein“ (ebd.: S. 285). Da Kritik zu üben folglich schwierig ist, verfallen viele Menschen in Depression und Sucht (vgl. ebd.: S. 289-291), in Ironie zur Kompensation des Unabänderlichen (vgl. ebd.: S. 291-293) oder üben passiven Widerstand gegen die Anrufung zur permanenten Aktivität (vgl. ebd.: S. 293-297). Denn gemessen am Leitbild des unternehmerischen Selbst erscheint das einzelne Subjekt stets als „das unzulängliche Individuum“ (ebd.: S. 289).

3.3.2 Das unternehmerische Selbst aus Gender-Perspektive

In seinem Aufsatz *Das unternehmerische Selbst und seine Geschlechter. Gender-Konstruktionen in Erfolgsratgebern* (Bröckling 2002), der zeitlich der Veröffentlichung von *Das unternehmerische*

²³Dabei ist festzuhalten, dass nichts von sich aus Projekt ist - etwas wird erst zum Projekt dadurch, dass es als solches bezeichnet wird (vgl. ebd.: S. 251).

Selbst (2007) vorausgeht, untersucht Bröckling die geschlechtliche Verfasstheit des unternehmerischen Selbst anhand populärer Selbstmanagement-Literatur. Er beobachtet: Diese „bedient sich reichlich aus dem Fundus feministischer und linker Bewegungen und verheißt die Versöhnung von Emanzipation und Fungibilität, von Selbstverwirklichung und Selbstverwertung“ (Bröckling 2002: S. 176, vgl. auch ebd.: S. 188). Strategien des Widerstands gegen das hegemoniale System werden auf diese Weise umgenutzt, um eine bessere Integration in das einstmals kritisierte System zu erlangen (vgl. ebd.: S. 176). Bröckling hält fest, dass das Leitbild des unternehmerischen Selbst sowohl Männer als auch Frauen anspricht. Allerdings gibt es hierbei geschlechtsspezifische Unterschiede: „[I]n den Erfolgsratgebern bleiben die Frauen das markierte Geschlecht“ (ebd.: S. 184). Damit ist gemeint, dass zwar spezielle Ratgeber für Frauen, aber nicht spezielle Ratgeber für Männer existieren. Die allgemeinen Anforderungen, die das Leitbild propagiert, sind für alle die selben. In den 'Frauenratgebern' werden zusätzlich jedoch angeblich frauenspezifische Probleme thematisiert:

„Selbstbewusstsein, Selbstachtung, Selbstvertrauen, Selbstverantwortung usw. – Eigenschaften, die zu entwickeln die Ratgeber-Autorinnen als oberstes Lernziel postulieren, die sie ihren Leserinnen aber erst einmal qua Geschlechtszugehörigkeit absprechen.“ (ebd.: S. 185)

Das weibliche Geschlecht wird also zunächst als defizitär angesehen. Bröckling hält diesbezüglich fest: „Empowerment und Demütigung fallen zusammen“ (ebd.: S. 185). Er beobachtet in der Ratgeberliteratur einen starken Bezug auf klassische, gegensätzliche Geschlechterbilder. Dabei werden angeblich 'weibliche' Qualitäten wie zum Beispiel die sogenannten soft skills, die zur Annäherung an das Leitbild in ganz besonderer Weise beitragen sollen, als Vorteile auf dem Arbeitsmarkt bezeichnet (vgl. ebd.: S. 190). Bestimmte Eigenschaften werden hier naturalisiert und an ein Geschlecht gebunden. Doch während auf der einen Seite die Vorzüge solcher 'weichen' Persönlichkeitsmerkmale positiv hervorgehoben werden, wird auf der anderen Seite in scharfem Ton gemahnt, sich nur mit mindestens ebenbürtigen, voraussichtlich nützlichen Kontakten zu umgeben, um das eigene Fortkommen zu sichern und 'Schwächere' zu meiden (vgl. ebd.: S. 191): „Hinter einer Rhetorik, die Kooperation statt Konfrontation fordert und eine prästabilisierte Harmonie von persönlicher Entfaltung und beruflicher Karriere suggeriert, lauert kaum verhüllt ein gnadenloser Konkurrenzkampf“ (ebd.: S. 190). Die von Bröckling hier angerissene Entsolidarisierung von Frauen untereinander führt Tuijer (2010) weiter aus: Unternehmerinnen ihrer selbst haben wie alle Frauen mit strukturellen Ungleichheiten wie beispielsweise ungleich zwischen den Geschlechtern verteilter Reproduktionsaufgaben zu kämpfen. Doch die erfolgreiche Karrierefrau kann hierbei auf weniger erfolgreiche, gesellschaftlich schlechter gestellte und häufig ethnisierte und illegalisierte Frauen zurückgreifen, die oftmals keine andere Wahl haben, ihren Lebensunterhalt zu bestreiten, als für

Andere reproduktive Tätigkeiten auszuführen (vgl. Tuider 2010: S. 28f.; vgl. hierzu auch Thiessen/Villa 2008: S. 290).

Analog zum stetigen Wechsel zwischen Solidaritäts- und Distinktionsrhetorik springen die von Bröckling untersuchten Ratgeber auch zwischen der Reproduktion und der Ablehnung von Geschlechterstereotypen hin und her. Sie fordern den Wechsel zwischen spezifisch 'weiblichen' Qualitäten und der Fähigkeit, „das Spiel der Männer zu spielen“ (Bröckling 2002: S. 191), um in unterschiedlichen Situationen jeweils angemessen und der eigenen Karriere dienend agieren zu können (vgl. ebd.: S. 191).

„Geschlechtlichkeit erscheint als performativer Akt, doch anders als in den von Judith Butler (1991) inspirierten Subversionen feministischer Identitätspolitik geht es nicht darum, den Zwang eindeutiger Gender-Zuschreibungen durch parodistische Vervielfältigung zu unterlaufen; vielmehr soll auch die Geschlechtsidentität konsequent in den Dienst des Erfolgs gestellt und der gleichen Flexibilitätsnorm unterworfen werden wie jede andere Dimension des Selbst.“ (ebd.: S. 191f.)

Bröckling nimmt hier die kritische Selbstreflexion queeren Denkens vorweg, die ebenfalls einen Zusammenhang zwischen der Flexibilisierung von Geschlechternormen und dem Flexibilisierungsimperativ des Neoliberalismus herstellen. Bereswill (2006: S. 2305) spricht in diesem Zusammenhang von „Gender-Kompetenz“. Sich sowohl männlichen als auch weiblichen Verhaltensstereotypen zu bedienen, wird so zu einem 'Spiel mit den Geschlechtern', und das perfekte Beherrschen dieses Spiels ist ein weiterer Bonus im Konkurrenzkampf der Selbstunternehmer*innen. Diese Entwicklung bleibt nicht folgenlos für die Frage nach Geschlechtergerechtigkeit:

„Wenn [...] auch *gender* zum Ergebnis persönlicher Leistung erklärt wird, sind dementsprechend auch *Diskriminierungserfahrungen* ein individuelles, selbstverschuldetes Problem und *Gleichstellung* gerät damit zu einer Frage des persönlichen Vermögens oder Unvermögens.“ (Tuider 2010: S. 28, Herv. i. O.)²⁴

Neben dieser Individualisierung von Gleichstellungsfragen, die die Emanzipation der Frau zu einem Aspekt der Selbstoptimierung und Lebensplanung unter vielen weiteren werden lässt, beobachtet Tuider wie McRobbie gleichzeitig eine Integration bestimmter Forderungen der Frauenbewegung in das neoliberale System – insbesondere nennt sie hierbei das Gender Mainstreaming oder die Implementierung von Gleichstellungsbeauftragten. Auf diese Weise „zum Bestandteil neoliberaler Herrschaftsstrukturen geworden“ (ebd.: S. 28) ist politisch-feministische Politik gleichsam ihrer Möglichkeit zur breit gedachten Systemkritik beraubt (vgl. ebd.: S. 28, vgl. hierzu auch Bereswill (2006): S. 2303).

²⁴Zur Individualisierung von geschlechtsspezifischen Nachteilen im Neoliberalismus vgl. auch Bereswill (2006): S. 2306.

Die von Bröckling eingenommene Perspektive auf das unternehmerische Selbst kritisiert Bereswill (2006: S. 2308f.), denn dadurch „verschwindet die Widerständigkeit von Subjekten und hinterlässt ein fatalistisches Bild der Anpassung und Selbstunterwerfung.“ Dieser kleine Einwand in einer ansonsten affirmativen Rezeption ist allerdings insofern interessant, als dass er auf individueller Ebene das spiegelt, was dem Feminismus in größerem Maßstab McRobbie und Tuider zufolge widerfahren ist. In seiner 2007 veröffentlichten Monografie zum unternehmerischen Selbst vollzieht Bröckling denn auch eine deutliche Eingrenzen seines Forschungsthemas, wodurch der von Bereswill genannte Fokus auf die Wirkung der von Bröckling aufgezeigten Entwicklungen als an jener Stelle ausgeklammertes und einer eigenen Erforschung bedürftiges Projekt hervorgehoben wird.

3.4 Die neoliberale Top Mum als Mutterideal unserer Zeit?

Anhand der Theorien von McRobbie, Boltanski und Chiapello sowie Bröckling konnten unterschiedliche Aspekte neoliberaler Diskurse aufgezeigt werden. Diese werden nun kurz zusammengefasst, bevor dann ihre Relevanz für die Vorstellung 'guter Mutterschaft' erläutert wird. Individualisierung, Eigenverantwortung und ein Leistungs- und Konkurrenzgedanke sind drei Anforderungen an das Subjekt im Neoliberalismus, die von allen behandelten Autor*innen als grundlegend wahrgenommen werden. McRobbie hebt darüber hinaus die Konsumorientierung als treibende Kraft hervor und fokussiert im Weiteren auf die den Feminismus zwar anerkennende, ihm aber eine aktuelle Daseinsberechtigung absprechende Haltung des Postfeminismus. Zentral für diesen Postfeminismus ist ein neuer Geschlechtervertrag, der jungen Frauen Gleichberechtigung, Karriere- und Selbstverwirklichungschancen verspricht, sofern sie von einer wirklich feministischen – das bedeutet für McRobbie tiefliegende sozialstrukturelle Probleme in Frage stellenden – Haltung absehen. Bei allen Chancen und Freiheiten, die jungen Frauen offeriert werden, sind die dominanten Rollenbilder des Neoliberalismus traditionell und heteronormativ ausgerichtet und zudem an bestimmte soziale Schichten (middleclass) gekoppelt. Bei Boltanski und Chiapello liegt der Schwerpunkt auf der Flexibilisierung und Prekarisierung der Arbeitswelt und der damit verbundenen projektbasierten Gesellschaftsorganisation. Auch in diesem Zusammenhang dient das Versprechen der Selbstverwirklichung dazu, Individuen zu einem bestimmten Verhalten zu motivieren: dazu, sich vollends in den Dienst der neoliberalen Arbeitswelt zu stellen. Aktivität und Mobilität, die Kompetenz, in Netzwerken zu agieren und solche zu bilden sowie der Imperativ der Ungebundenheit sind die Aspekte, die in dieser Arbeitswelt vom Subjekt im Neoliberalismus gefordert werden, wenn es nach einem anerkannten gesellschaftlichen Status strebt. Auf dieses Streben des Individuums richtet Bröckling seinen Fokus: Die gesamte Gesellschaft und somit auch der Mensch selbst wird am Modell des Unternehmens beziehungsweise des Unternehmers ausgerichtet. Dieses normative Leitbild ist an bestimmte Sozial- und Selbsttechnologien geknüpft: Die Subjektivierungsform des

unternehmerischen Selbst fordert sowohl die Selbstoptimierung als auch die optimierte, eigenverantwortliche Planung des eigenen Lebens bei gleichzeitiger Risikobereitschaft, Kreativität und Aktivität. Auch der allgegenwärtige Konkurrenzdruck sowie die Lebensorganisation im Rahmen von Projekten spielt bei Bröckling eine große Rolle. In Bezug auf die Kategorie Gender lässt sich festhalten, dass das Leitbild des unternehmerischen Selbst einerseits die Reproduktion von Geschlechterstereotypen fördert, andererseits allerdings die Flexibilisierung von Geschlechterrollen und das situationsbeherrschende 'Spiel' damit als Kompetenzgewinn verstanden wird. Wie McRobbies neoliberaler Geschlechtervertrag führt auch das Leitbild des unternehmerischen Selbst zu einer neoliberal-hegemonialen Vereinnahmung ehemals emanzipatorisch-feministischer Empowermentstrategien im Sinne einer Sicht auf weibliche Emanzipation als lediglich eines weiteren Schrittes auf dem Weg der Selbstoptimierung.

Was bedeutet dies alles nun für die Mutter im Neoliberalismus? McRobbie beobachtet eine Ökonomisierung des Familienlebens, die die Aufwertung der Mutter im unternehmerischen Sinne einer 'Familienmanagerin' mit sich bringt. Diese hat in erster Linie die Investitionen in das Kind als familiärem Humankapital zu erbringen und zu koordinieren. Bei Boltanski und Chiapello fallen Mütter hingegen durch eine geringere gesellschaftliche Wertigkeit auf, da sie durch ihre Bindung an ihre Kinder gegen den Ungebundenheitsimperativ verstoßen und an Flexibilitäts- und Mobilitätsgrenzen stoßen, die allgemein als selbstverschuldete Hindernisse auf dem persönlichen Erfolgsweg wahrgenommen werden. Im Kontext der Bröckling-Rezeption wurde bereits angesprochen, dass die vom Leitbild des unternehmerischen Selbst geforderte Integration offensichtlicher Widersprüche in die Persönlichkeit besonders gut am Beispiel der Mutter gezeigt werden kann, die den Wunsch nach Familienzeit und der Erfüllung bestimmter an die persönliche Ausgestaltung der Mutterschaft geknüpfter Wünsche (viel Vorzulesen, gemeinsames Basteln, Ausflüge etc.) mit dem gleichzeitig vorhandenen Wunsch nach persönlicher Entwicklung und beruflicher Perspektive zusammenbringen muss. Hier deutet sich bereits der von McRobbie (2010: vgl. S. 117-119) formulierte doppelte Kompromiss an: Die zweifache Rolle der Mutter als Hauptverantwortliche für Kind und Heim sowie als Erwerbstätige, aus der ein Zurückschrauben der Ansprüche in beiden Bereichen folgt, wird stillschweigend akzeptiert, wenn politische Unterstützung zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf angeboten wird. Das bedeutet in der Konsequenz: in die neoliberale Hegemonie integrierte Chancengleichheit statt tiefgreifenderer Sozialkritik (vgl. ebd.: S. 36).

Die in Kapitel 2 herausgearbeitete Fortexistenz eines traditionellen, auf das Bürgertum des 19. Jahrhunderts zurückgehenden Mutterideals sowie die durch Naturalisierungen legitimierte Auffassung bestimmter mütterlicher Eigenschaften wird begünstigt durch die in Kapitel 3 gezeigte

Tatsache, dass neoliberale Diskurse traditionelle Auffassungen von Geschlechterrollen eher stützen als in Frage stellen:

„Denn der Arbeitsmarkt ist offensichtlich nicht, wie es das liberalistische Credo will, vom freien Wettbewerb oder anderen Rationalitäten bestimmt. Vielmehr bildet er historisch gewachsene Geschlechterideale ab und gibt kulturellen Grundüberzeugungen [wie dem deutschen Muttermythos, A.M.] Ausdruck, die mit dem bewusst Gesagten nicht übereinstimmen.“ (Vinken 2011: S. 28)

Gleichzeitig werden Frauen im Neoliberalismus jedoch als prinzipiell gleichberechtigte Individuen angerufen, die aufgefordert sind, als eigenverantwortliche Unternehmer*innen ihrer selbst sich und ihr Leben zu optimieren. Hierin besteht ein Widerspruch, der nur vordergründig durch einen wie von McRobbie identifizierten Kompromiss aufgelöst werden kann. Doch auch ein solcher Kompromiss bietet keine vollständige Lösung: Zwar stellt Beck-Gernsheim bereits 1984 mit Bezug auf verschiedene Studien fest, dass Frauen mehrheitlich nicht zwischen Kind(ern) und Beruf wählen wollen, sondern gerne beides möchten.²⁵ Allerdings sorgt das damals zunehmend in Debatten um Mütterberufstätigkeit eingebrachte Argument des Kindeswohls für ein steigendes schlechtes Gewissen bei berufstätigen Müttern (vgl. ebd.: S. 175): Erkenntnisse aus Medizin, Psychologie und pädagogischer Forschung lassen das Kind „zum Zielpunkt vielfältiger Bemühungen“ (ebd.: S. 135) werden. Es wird nicht akzeptiert, wie es ist, sondern erscheint als Produkt seiner Erziehenden, die durch richtige Förderung das Beste aus ihrem Kind herausholen sollen (vgl. ebd.: S. 135f.).²⁶ Nicht nur die Anforderungen des Berufslebens sind durch die neoliberale Flexibilisierung und Prekarisierung des Arbeitsmarktes gestiegen, sondern also auch die Anforderungen im Bereich der Kindererziehung. So kommt es, dass sich viele Mütter heute zwischen den Stühlen sehen – sie haben das Gefühl, weder dem Job noch dem Kind gerecht werden zu können.

Auf dieser Basis lässt sich eine These entwickeln, die die zunehmende Beliebtheit der intensiven 'Nur-Mutterschaft' oder des Attachment Parenting erklären könnte: Bringt man McRobbie und Boltanski/Chiapello zusammen, sind die Karriereoptionen für Mütter schlecht: Sie sind nicht mobil und flexibel genug, um eine hohe Wertigkeitsposition zu erlangen (Boltanski/Chiapello) beziehungsweise verzichten sie zugunsten einer generellen Gleichberechtigung auf Karrierewege, die denen von Männern wirklich gleichwertig sind (McRobbie). Da Selbstverwirklichung aber einen

²⁵Die Motive sind „bei Frauen in einfacheren Berufen in erster Linie Abwechslung, Kontakt und eigenes Einkommen, bei Frauen mit höherer Qualifikation zusätzlich auch Freude am Berufsinhalt, Freude an der eigenen Selbstständigkeit und Leistungsfähigkeit.“ (Beck-Gernsheim 1984: S. 171)

²⁶In diesem Zusammenhang ist auf die Humankapitaltheorie nach Gary S. Becker und Theodore W. Schultz und Foucaults Rezeption derselben zu verweisen, die Bröckling thematisiert: Der Theorie liegt eine Auffassung von Individuen als „Kompetenzmaschinen“ (Bröckling 2007: S. 91f.) zugrunde. Um ihre Kompetenzen bestmöglich entwickeln zu können, benötigen diese Maschinen bereits 'Wartung', wenn sie noch nicht über sich selbst bestimmen können – das bedeutet, dass Zeit und Art der elterlichen Zuwendung zu ihren Kindern eine Investition ins Humankapital darstellt (vgl. ebd.: S. 92).

hohen Stellenwert in der neoliberalen Gesellschaft hat, muss diese, kann sie nicht vollends im Beruflichen erreicht werden, in andere Bereiche verlagert werden. Wird das Kinderkriegen und die Kindererziehung, das Kind allgemein, zum Projekt deklariert, so bietet es analog zu einem 'beruflichen' Projekt die Chance zur Selbstverwirklichung. Das erklärt vielleicht die Vehemenz, mit der über bestimmte Erziehungsstile, Fördermaßnahmen und ähnliches debattiert wird – so vielleicht auch über das Stillen. Muttermythen und neoliberale Geschlechterkonstellationen wirken hier Hand in Hand: Erleben Frauen ständig, dass die perfekte Vereinbarkeit von Familie und Karriere innerhalb der gegenwärtigen gesellschaftlichen und politischen Rahmenbedingungen nicht zu leisten ist, so suggerieren diverse Mutterideale, dass es im Bereich der Mutterschaft hingegen möglich ist, eine perfekte Leistung zu erbringen – nämlich das Projekt Kind erfolgreich zu managen.

Allerdings ist das Modell der Nur-Mutter weder das gesellschaftlich dominierende noch das politisch favorisierte, auch wenn Maßnahmen wie das Betreuungsgeld das Gegenteil vermuten lassen.²⁷ Unter der Kohl-Regierung wurde in den 1980er Jahren eine Politik der 'Neuen Mütterlichkeit' etabliert, die sich als Maßnahme gegen Arbeitslosigkeit und Geburtenrückgang deuten lässt (vgl. Beck-Gernsheim 1984: S. 162). Anhand solcher politischer Programme wird deutlich, dass das Kind von der Politik als „Vielwecklösung im politischen Krisenmanagement“ (ebd.: S. 10) gehandelt wird: Indem Frauen in wirtschaftlich schlechteren Zeiten an ihre mütterlichen und häuslichen Pflichten erinnert werden und sie tatsächlich verstärkt ihre Berufstätigkeit einstellen oder erst gar keine anstreben, wird der angespannte Arbeitsmarkt entlastet (vgl. hierzu auch Badinter 2010: S. 13-16). Gleichzeitig verspricht sich die Politik eine höhere Geburtenrate als Gegenbewegung zum demografischen Wandel. Die niedrige Geburtenrate bereitet der Politik auch aktuell noch Sorgen. Der Kampf gegen die Arbeitslosenstatistik wurde allerdings teilweise von der Angst vor einem zu erwartenden Fachkräftemangel abgelöst. Nicht nur aufgrund des Wunsches vieler Frauen, wie Beck-Gernsheim ihn beobachtet hat, sondern auch aus politischem Kalkül wird heute die 'Vereinbarkeit von Familie und Beruf' gefordert und gefördert: Auf diese Weise kann in Gestalt der Mütter wertvolles Humankapital für den Arbeitsmarkt verfügbar gemacht werden und die Investitionen in die Ausbildung von Frauen zahlen sich aus. Seit 2005, so Vinken (2011: S. 250), gleicht sich auch die deutsche Familienpolitik dem Kurs anderer westeuropäischer Staaten an und versucht mit dem Gesetz zum Ausbau der Kindertagesbetreuung und später dem Elterngeld die Vereinbarkeit von Familie und Beruf zu verbessern.

²⁷Laut Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend waren 2012 insgesamt 66 Prozent der Mütter erwerbstätig. Deutlich wird hierbei eine sehr unterschiedliche Datenlage je nach Alter des jüngsten Kindes: Während 10 Prozent der Mütter im ersten Lebensjahr des jüngsten Kindes erwerbstätig sind, „nimmt der Anteil der erwerbstätigen Mütter [...] sprunghaft auf 41 Prozent zu, [sobald das jüngste Kind ein bis unter zwei Jahre alt ist]. Ab einem Alter des jüngsten Kindes von ca. 12 Jahren liegen die Erwerbstätigenquoten der Mütter sowie der Frauen ohne Kind auf ähnlichem Niveau.“ (Knittel et al. 2014, S. 23).

Daraus ergibt sich für Frauen ein erhöhter Bedarf an Lebensplanung (vgl. hierzu z.B. McRobbie 2010: S. 74): „Aufgrund ihrer Gebärfähigkeit und der Verknüpfung von biologischer und sozialer Mutterschaft bleibt ihre Beteiligung am Erwerbsleben eingeschränkt“ (Geissler/Oechsle 1994: S. 147). Dies bedeutet im Klartext: Aufgrund der biologischen Tatsache, dass Frauen Kinder bekommen können und aufgrund der immer noch dominanten Zuschreibung von Erziehungs- und Hausarbeit an das weibliche Geschlecht entfällt auf die Frau ebenso die Zuständigkeit für die Koordination dieser Bereiche mit ihrem eigenen Berufsleben. Geissler und Oechsle (1994) sprechen hierbei vom Leitbild „der doppelten Lebensführung“ (ebd.: S. 147). Herzstück dieses Leitbilds sind Organisation und Planung: „Ein gut durchgeplantes Leben kristallisiert sich als soziale Norm zeitgenössischer Weiblichkeit heraus“ (McRobbie 2010: S. 115).

Die Planung der Vereinbarkeit von Familien- und Berufsleben geht dabei allerdings nicht frei nach den Wünschen und Vorstellungen der Mutter vonstatten, sondern ist durch zahlreiche politische Rahmenbedingungen vorstrukturiert. Unterschiedliche Verhandlungspositionen im partnerschaftlichen Aushandlungsprozess um die Verteilung von Kinderbetreuung und beruflichem Zurückstecken, die durch strukturelle Gehaltsunterschiede und ähnliches bestimmt sind, wurden bereits in Kapitel 2.2 thematisiert. Daneben gibt die Ausgestaltung der vorhandenen Kinderbetreuungseinrichtungen einen zeitlichen Rahmen für die berufliche Auszeit vor, der sich zeitlich mit der Länge der Bezugsdauer des Elterngeldes²⁸ deckt: Das Elterngeld wird über 12 beziehungsweise 14 Monate hinweg gezahlt, gleichzeitig besteht der gesetzliche Anspruch auf einen Platz in einer Betreuungseinrichtungen für Kinder ab dem ersten Geburtstag (BMFSFJ 2010). Für eine kürzere Zeit beruflich zu pausieren, ist aufgrund fehlender Betreuungsmöglichkeiten meist nicht möglich, länger auszusetzen kann nur, wer einen gut verdienenden Partner hat und nicht auf ein zweites Einkommen angewiesen ist.

Die Rolle der Frau, so lässt sich zusammenfassend sagen, ist heute nicht mehr festgelegt auf ein Dasein als Hausfrau und Mutter, auch wenn sich in der alltäglichen Praxis an der überwiegenden Zuständigkeit von Frauen für Kinder und Haushalt wenig geändert hat, wie bereits zu Beginn des Kapitels 2.2 gezeigt wurde. Stattdessen wird auch von Müttern erwartet, die eigene Erwerbsbiographie durch durchdachte Planung erfolgreich zu gestalten. Dabei galt noch in die 1970er Jahre hinein die berufstätige Frau als „Anti-Mutter“ (Malich 2013: S. 28). Malich nennt noch einen weiteren Typus der Anti-Mutter – den der sexuellen, nach Selbstverwirklichung strebenden und in

²⁸Das neue Elterngeld Plus, welches seit dem 1. Juli 2015 bezogen werden kann, verlängert die Bezugsdauer der staatlichen Leistung allerdings unter bestimmten Voraussetzungen auf bis zu 28 Monate – allerdings bei halbiertem Elterngeldsatz. Mit dem Elterngeld Plus soll eine bessere Vereinbarkeit von Kindererziehung und Teilzeitarbeit gefördert und die bisherige Schlechterstellung von Eltern, die schnell nach der Geburt wieder berufstätig sind, aufgehoben werden (vgl. BMFSFJ 2015).

der Öffentlichkeit stehenden Frau, die schon bei Pestalozzi als 'Weltweib' in der Kritik steht (vgl. ebd.: S. 28). Dass Mütter auch als sexuell aktive Frauen wahrgenommen werden, entwickelte sich allerdings erst in den 1990er Jahren. Ebenfalls in den 1990er Jahren wurde der berufstätigen Mutter nicht nur eine Erwerbstätigkeit, sondern auch die berufliche Selbstverwirklichung zugestanden: „Nun wurden beide Negativtypen in die 'Allround-Mom' integriert“ (ebd.: S. 29). Somit erfährt Mutterschaft eine deutliche Pluralisierung: Vom 'Heimchen am Herd' hin zu einem Individuum, das als Frau, als Mutter und in ihrer beruflichen Position ernst genommen wird. Der zeitliche Zusammenhang mit der Ausprägung der oben beschriebenen neoliberalen Diskurse ist dabei kein Zufall. Auch Malich bemerkt, „dass sich der Mythos der Allround-Mutter nahtlos in die Anforderungen des Neoliberalismus einreicht“ (ebd.: S. 31): Als flexibles, anpassungsfähiges, selbstdiszipliniertes und selbstoptimiertes Subjekt fügen sich Malichs Allround-Mom und McRobbies Top Girl auf der Basis des Leitbilds des unternehmerischen Selbst (vgl. Kap. 3.3) und der projektorientierten Gesellschaftsordnung (vgl. Kap. 3.2) zu der Figur einer neoliberalen Top Mom zusammen:

„Sie ist schön! Sie ist erfolgreich! Sie ist glücklich! Sie hat schöne Kinder! Und glücklich und erfolgreich werden die Kinder auch! Ihr Körper ist stets schlank, fit und sexy, sie kann männlich-hart sein, sie brilliert im Kampfsport und trinkt Bier, sie kann aber auch weiblich-weich sein, hat tolles Haar, eine saubere Wohnung und bastelt die buntesten Bento-Boxen für ihre Kinder. Und stricken kann sie vielleicht auch, aber keine langweiligen Wollsocken, sondern hippe Handwärmer.“ (Malich 2013: S. 29)

Das Leben der Top Mom setzt sich aus einzelnen Projekten zusammen: Der Reproduktionsarbeit, die aufgrund der herangezogenen Projektdefinition ebenso als Quelle der Selbstverwirklichung und des individuellen Kompetenzgewinns betrachtet werden kann²⁹, der Planung der beruflichen Karriere, die auch das Netzwerken während einer Elternzeit-bedingten Arbeitspause einschließt, sowie die kontinuierliche Arbeit an der eigenen Persönlichkeit und am eigenen Körper, um den (sexuellen) Marktwert zu erhalten³⁰.

4 Kritische Betrachtung von Stildiskursen

Die eben dargestellte Pluralisierung von Mutterschaft bringt also im Vergleich zu früheren Jahrzehnten oder Jahrhunderten deutlich größere Handlungsspielräume und Freiheiten für Mütter mit

²⁹So beginnen beispielsweise erstaunlich viele Mütter in der Elternzeit damit, Kleidung für ihr Kind selbst zu nähen. Was für die Generation der Großmütter der heutigen Mütter selbstverständliches Mittel zur Sparsamkeit war, wird heute zum Ausdruck der Individualität und Kreativität. Der Zusammenhang zwischen neoliberalen Diskursen und einer boomenden do-it-yourself-Kultur wäre mit Sicherheit ein spannendes Forschungsprojekt.

³⁰Nicht ohne Grund gibt es zahlreiche Fitnessangebote für Mütter mit kleinen Kindern, wie beispielsweise das sogenannte Kanga-Training, bei dem der Nachwuchs in einer Tragehilfe vor dem Bauch 'mittrainiert', oder das bereits beinahe obligatorische Schwangerschafts-yoga, -pilates oder -aquafitness.

sich. Dennoch ist die eingangs erläuterte Retraditionalisierung von Rollenbildern im Zuge der Geburt des ersten Kindes zu beobachten – dies liegt zum einen an gesellschaftlichen, politischen und strukturellen Rahmenbedingungen, zum anderen an einem populären naturalistischen Diskurs, der aus der biologisch-körperlichen Verfasstheit von Schwangerschaft, Geburt und Mutterschaft scheinbar 'natürliche' Verhaltensweisen und Eigenschaften von Müttern herleitet und propagiert. Nachdem in Kapitel 2.2 die Funktionsweise solcher Naturalisierungen allgemein erläutert wurde, richtet sich der Fokus der Arbeit nun auf das Beispiel des Stillens. Denn die Praxis des Stillens führt auch egalitäre und von Geschlechterstereotypen befreite Partnerschaften wieder auf das Biologische zurück: Denn der Vater kann nicht stillen.³¹ Zunächst werden drei Diskurse des Stillens vorgestellt: Die Auffassung des Stillens als ahistorische anthropologische Konstante, die Naturalisierung des Stillens sowie der Diskurs um Stillen und gleichberechtigte Einbindung von Vätern. Anschließend wird der Frage nachgegangen, inwiefern diese Stildiskurse mit den oben beschriebenen neoliberalen Diskursen zusammenhängen und welche Rolle die Auffassung von 'guter Mutterschaft' dabei spielt.

4.1 Stildiskurse

Theoretisch haben Frauen die Wahl: Wann und in welchem Umfang sie nach der Geburt wieder erwerbstätig werden, oder ob sie ihr Baby stillen oder Flaschennahrung bevorzugen. Praktisch hängen diese Entscheidungen jedoch zusammen: Die Ansprüche eines vollgestillten Säuglings sind nur schwer mit einer Berufstätigkeit in Einklang zu bringen – insofern wirken sich Diskurse, die das Stillen befürworten, in der Praxis gegen einen schnellen beruflichen Wiedereinstieg der Mutter aus. Nachfolgend wird daher untersucht, wie Diskurse über das Stillen das Verhalten von Müttern beeinflussen und bestimmte Handlungsspielräume einschränken. In diesem Zusammenhang ist es wichtig darauf hinzuweisen, dass die Kritik an solchen Diskursen schnell als Kritik an der Entscheidung, zu stillen und eine längere berufliche Auszeit einzulegen gelesen werden kann. Es geht an dieser Stelle jedoch nicht um eine Bewertung von Entscheidungen, sondern darum, offenzulegen, in welchem Kontext und innerhalb welcher Strukturen diese Entscheidungen getroffen werden. Denn nur durch die Infragestellung scheinbarer Selbstverständlichkeiten wird der Raum für informierte und selbstbestimmtere Entscheidungen geöffnet. Eine solche Selbstverständlichkeit, die viele Frauen (und Männer!) heute verinnerlicht haben, ist die Praxis des Stillens.

4.1.1 Stillen – eine ahistorische anthropologische Konstante?

Freudenschuß (2012) „begriff Stillen als kulturelle Praxis, die in den einzelnen Gesellschaften je unterschiedlich hervorgebracht wird und stark mit den weiteren Geschlechterbildern und

³¹Ist der Vater* ein Trans*-Mann, so ist es unter bestimmten Umständen auch ihm* möglich, zu stillen. Hierzu siehe beispielsweise den Blog eines 'breastfeeding transgender dad': Vgl. McDonald o.J.

Gesundheitsdiskursen einer Gesellschaft in Verbindung steht“ (ebd.: S. 139). Sie untersucht die historischen Voraussetzungen heutiger Auffassungen des Stillens und den Zusammenhang des aktuellen Stilldiskurses mit „einer Naturalisierung von Geschlechterbildern“ (ebd.: S. 140). Freudenschuß' Auffassung des Stillens als historisch variierende kulturelle Praxis wird legitimiert durch Untersuchungen, die belegen, dass über viele Jahrhunderte stets Alternativen zum Stillen praktiziert wurden und in Teilen Europas über mehrere Jahrhunderte hinweg so gut wie gar nicht gestillt wurde (vgl. ebd.: S. 140)³². Zu den vielfältigen Gründen hierfür zählen physische wie körperlich schwer arbeitende Mütter und traditionelle wie der befangene Umgang mit weiblicher Nacktheit, aber vor allem „die geringere Wertschätzung von Kindern“ (ebd.: S. 140). Freudenschuß hält fest: „Zu allen Zeiten entschieden sich Mütter gegen das Stillen, sei es aus ökonomischen Gründen, aus gesundheitlichen, aus persönlichen oder aus Gründen der sozialen Distinktion“ (ebd.: S. 143)³³. Anhand ihrer Analyse gegenwärtiger Stilldiskurse „wird deutlich, dass Stillen darin als anthropologische Konstante beschrieben und ahistorisch ins Präsens der heutigen Mütter gestellt wird“ (ebd.: S. 143).

Schneider (2013) führt, wenn auch polemisch und diskriminierend, den Aspekt der sozialen Distinktion näher aus:

„Stillen ist ein Wert, und Werten ist nicht beizukommen. [...] Gerade die Mittelschicht braucht sie für ihr Selbstverständnis. Sie will sich von der ebenso wertfreien wie wertlosen Unterschicht abgrenzen, indem sie Werte hat und auch verteidigt. Und Nuckelfläschchen sind nun mal – ebenso wie Bildzeitung und Junk Food – deren Erkennungsmerkmal. Im Klassenkampf nach unten, der immer härter geführt wird, spielt Stillen daher durchaus eine Rolle. Wer stillt oder das zumindest notwendig findet, gehört zu den Guten; zu denen, die über ein Bewusstsein verfügen.“ (Schneider 2013: S. 142).

Tatsächlich spielt der breit angelegten KiGGs-Studie des Robert-Koch-Instituts zufolge der Bildungsstatus der Mutter eine wichtige Rolle für die Entscheidung, zu stillen (KiGGs Study Group 2014: S. 852). Auch Wolf (2011) und Avishai (2007; 2011) heben die Verknüpfung der Praxis des Stillens mit Werten der weißen Mittelschicht hervor. Die ganz bewusst stillenden Mütter sind also zu weiten Teilen eben jene gut ausgebildeten jungen Frauen, die auch McRobbie vor Augen hat, wenn sie von den neoliberalen Top Girls spricht – es sind die neoliberalen Top Moms, die im Projekt Mutterschaft alles richtig machen möchten.

³²Vgl. hierzu auch Badinter (1987): Insbesondere S. 181-188, wo sie aufzeigt, dass sich ein nicht zu unterschätzender Teil der Frauen gegen die vehement vertretenen Positionen Rousseaus und seiner Nachfolger auflehnten, indem sie sich Ammen vom Land ins Haus holten, bis sich Ende des 19. Jahrhunderts das Füttern von Kuhmilch in Flaschen durchsetzte, was durch die Entdeckung der Sterilisierung ungefährlich geworden war.

³³Hierzu siehe auch Badinter (1987): „Unter den am häufigsten vorgebrachten Argumenten stechen zwei Entschuldigungen hervor: Das Stillen schadet der Mutter körperlich, und es ist eigentlich nicht schicklich.“ (ebd.: S. 70), hält Badinter in Bezug auf die gesellschaftlich besser gestellten Frauen fest (vgl. ebd.: S. 69-74).

Die Wiederbesinnung auf das Stillen ist jedoch keine neoliberale Errungenschaft. Freudenschuß beschreibt zwei 'Still-Renaissancen' – die erste zwischen 1900 und 1940 als Versuch der Eindämmung hoher Säuglingssterblichkeit.³⁴ Während des wirtschaftlichen Aufschwungs nach dem Zweiten Weltkrieg konnte sich allerdings Flaschennahrung im Zuge des allgemeinen Fortschritts-, Wissenschafts- und Technikoptimismus als „modern, hygienisch und praktisch“ (Freudenschuß 2012: S. 141) durchsetzen³⁵. Ende der 1970er Jahre wurden weniger als 10% aller Babys in westlichen Industrienationen länger als vier Wochen gestillt (vgl. ebd.: S. 139). Ende der 1970er Jahre kam es jedoch zu einem „Paradigmenwechsel in der Laktationsmedizin“ (ebd.: S. 139), infolge dessen Muttermilch von Kinderärzten, WHO, UNICEF und verschiedenen NGOs den Status der besseren Form der Säuglingsernährung erhielt. Durch Ratgeberliteratur, Infomaterial und Medien sowie die institutionalisierte Geburtshilfe gelangten die nun zahlreichen Untersuchungsergebnisse über gesundheitliche Vorteile der Muttermilch an werdende Eltern (vgl. ebd.: S. 139). Auch Frauenbewegungen trugen erheblich zu dieser zweiten Stillrenaissance bei: Zum einen die 1956 in den USA gegründete La Leche Liga, eine Art Selbsthilfegruppe stillender Mütter, die bald rasanten Zulauf erfuhr, zum anderen maternalistische differenzfeministische Ansichten, die Ende der 1970er Jahre populär wurden und eine Aufwertung explizit 'weiblicher' Fähigkeiten, insbesondere der Mutterschaft, mit sich brachten. Das Stillen wurde in diesem Kontext zu einer Empowerment-Strategie gegen die (körperliche) Fremdbestimmung in medizinischen Vorgängen rund um die Geburt sowie gegen die „patriarchal und kapitalistisch organisierte Arbeitswelt [...], die von Kindern unabhängige Mütter brauche“ (ebd.: S. 142). (Vgl. ebd.: S. 141f.). Bereits hier zeigt sich eine Verflechtung des Stillens mit einer Kritik an kapitalistischer Verwertungslogik – das Stillen und die Naturalisierung von Mutterschaft sind, historisch betrachtet, als Gegenpol zu kapitalistischem Denken angetreten. Dieser Punkt wird an späterer Stelle noch einmal aufgegriffen. Zunächst ist noch festzuhalten, dass ein medial-diskursives Großereignis die Ansichten der Stillbefürworter*innen noch befeuerte: Die Berichte über die Auswirkungen von Milchpulver-Exporten in sogenannte Entwicklungsländer und die darauf folgenden Todesfälle von Säuglingen, deren Milch mit verunreinigtem Wasser oder armutsbedingt mit zu wenig Milchpulver angerührt wurde, und der darauf folgende Nestlé-Boykott in der westlichen Welt. Die Flaschennahrung verlor durch dieses

³⁴Dieser von Freudenschuß als erste bezeichneten Stillrenaissance muss jedoch noch eine weitere vorangestellt werden: diejenige, die im 18. Jahrhundert von Rousseau und seinen Anhängern gefordert wurde. Im Zuge dessen wurde stark auf das 'Gesetz der Natur' und die Bestimmung der weiblichen Brüste zum Stillen rekurriert. Auch wurden damals Parallelen zu sogenannten 'wilden' Völkern und ins Tierreich hergestellt, um aufzuzeigen, dass diese weniger zivilisierten und somit 'natürlicher lebenden' Wesen das Stillen selbstverständlich praktizierten, während sich der Mensch aus falschen Motiven von diesem Verhalten abgewandt habe (vgl. Badinter 1987: S. 144-158). Infolge dessen nahmen die französischen Stillraten tatsächlich zu, wie Badinter anhand allerdings schlechter Quellenlage zeigt (vgl. ebd.: S. 161f.).

³⁵Zum Zusammenhang zwischen dem Erfolg der Flaschennahrung und einem Autoritätsgewinn der Pädiatrie vgl. Wolf (2011): S. 1-5.

Ereignis auch in Industrieländern ihren guten Ruf und wird seitdem eher als potenzielle Gefahr wahrgenommen. Zu der bereits erwähnten Institutionalisierung der Stillförderung kam infolgedessen ein strenges Werbeverbot für künstliche Säuglingsmilch, nationale Stillkommissionen wurden eingerichtet und ein Zertifikat für stillfreundliche Entbindungskliniken eingeführt (vgl. ebd.: S. 142): „Internationale und nationale Gesundheitseinrichtungen sehen es als ihre Aufgabe, im Sinne der präventiven Gesundheitsförderung eine neuerliche Stillkultur global zu fördern“ (ebd.: S. 143). Diese Vorsorge kann als Erfordernis in Zeiten individualisierter Risiken und verstärkter Selbstkontrolle verstanden werden (vgl. hierzu auch Wolf 2011): Denn durch die richtige Form der Ernährung, so die Annahme, wird der Grundstein für eine gesunde und somit erfolgreiche Zukunft des Kindes gelegt. Die Aufgabe der Mutter besteht in dieser Perspektive darin, diese Chancen des Kindes keinesfalls durch eine weniger geeignete Art der Ernährung zu verspielen – das erhöht den Druck auf die Mutter, zu stillen, enorm. Schneider spricht hier von einem „Stilldogma“ (Schneider 2013: S. 142), welches bei Müttern, die nicht stillen (können), Versagensgefühle bis hin zu Depressionen auslösen könne und zu stetigem Bedauern seitens stillender Mütter führe, während sich Frauen, die sich bewusst gegen das Stillen entscheiden, mit dem (Selbst-)Vorwurf eine schlechte Mutter zu sein konfrontiert sähen (vgl. ebd.: S. 142f.). Badinter beschreibt solche Reaktionen bereits für den ersten groß angelegten Pro-Still-Diskurs:

„Wenn selbst die intensive Propaganda Rousseaus und seiner Nachfolger nicht alle Frauen davon überzeugen konnte, grenzenlos hingebungsvolle Mütter zu sein, so hatten ihre Reden dennoch eine starke Wirkung auf sie. Frauen, die sich weigerten, den neuen Imperativen zu gehorchen, fühlten sich mehr oder weniger genötigt, zu mogeln und alle möglichen Verstellungskünste zu benützen.“ (Badinter 1987: S. 187)

Wolf (2011) zeigt allerdings auf, dass die vielgepriesenen Vorteile des Stillens teilweise auf partiell unwissenschaftlichen Studien beruhen. Beispielsweise seien in vielen Studien, die positive Effekte des Stillens hervorheben, Störvariablen oder Bias nicht berücksichtigt worden – ob die Vorteile des Stillens tatsächlich auf die Muttermilch zurückzuführen sind, kann so nicht definitiv gesagt werden. Bereits an anderer Stelle wurde auf den Zusammenhang von Stillquote und Bildungsstand hingewiesen – es könnte also auch ein ebenso existenter Zusammenhang zwischen höherer Bildung und gesünderer Lebensweise für die positiven, dem Stillen zugeschriebenen Effekte verantwortlich sein. Es ist entsprechend nicht so leicht, die tatsächlichen Vorteile des Stillens eindeutig zu beschreiben (vgl. hierzu auch Badinter 2010: S. 84f.). Doch die Menschen in einer neoliberalen Risikokultur (vgl. Wolf 2011: S. 17) sind auf der Suche nach Expert*innen, die ihnen die Selbstverpflichtung zur optimalen Lebensführung durch Handlungsanweisungen erleichtern sollen: „[S]cience is increasingly understood to be able to illuminate the path toward optimal living“ (ebd.: S. 17). Die Auseinandersetzung mit den Risikodiskurs kann an dieser Stelle nicht weitergeführt

werden. Es kann aber festgehalten werden, dass das Tempo und die Risiken des technologischen Fortschritts Menschen verunsichern können, sodass sich eine Auffassung von 'Natur' oder 'Natürlichkeit' als etwas Sicherheit Stiftendes immer weiter verbreiten kann (vgl. ebd.: S. 17). Diese positive Grundeinstellung zur Natur beziehungsweise die Suche nach dem 'Natürlichen und Ursprünglichen' bildet eine Grundlage, auf der naturalisierende Auffassungen von Verhaltensweisen und Eigenschaften häufig unhinterfragt internalisiert werden.

4.1.2 Naturalisierung des Stillens

Es wurde deutlich, dass aktuell ein stillbefürwortender Diskurs dominiert, der das Stillen als beste Art der Säuglingsernährung propagiert und mit zahlreichen Gesundheits- und Entwicklungsvorteilen für das gestillte Baby sowie Risiken bei nichtgestillten Kindern arbeitet. Neben diesem Druck, der so auf Mütter aufgebaut wird, wird die Entscheidung, nicht zu stillen, auch von der impliziten Annahme, Stillen sei etwas Selbstverständliches, erschwert. Freudenbach zufolge „lautet die implizite Annahme, dass es aufgrund der *Natürlichkeit* bzw. der *Normalität* [...] des Vorgangs keiner bewussten Entscheidung für oder gegen das Stillen bei Müttern bedarf.“ (Freudenschuß 2012: S. 139). Zwar sei die Entscheidung, nicht zu stillen, zu respektieren, so die offiziellen Leitlinien institutionalisierter Stillbefürworter*innen, doch gleichzeitig wird diese Entscheidung meist als Ergebnis zu schlechter Informiertheit über das Stillen angesehen (vgl. ebd.: S. 144). So ist zu vermuten, dass eine Frau, die sich gegen das Stillen entscheidet, von verschiedenen Seiten immer wieder über die Vorteile des Stillens 'aufgeklärt' wird, da vermutet wird, sie sei darüber nicht informiert.

„Die Entscheidung gegen das Stillen erhält in Folge dieses Framings den Charakter einer unnatürlichen und anormalen Verhaltensweise, der noch dadurch verstärkt wird, dass die Mutter durch das Nicht-Stillen dem Kind ein fundamentales Recht auf höchstmögliche Gesundheit verwehren würde.“ (ebd.: S. 144)

Während Frauen, die eigentlich gerne stillen wollten, aber es dann aus diversen Gründen nicht funktioniert hat, bedauert werden oder aber mit Hilfe zahlreicher technischer Hilfsmittel und professioneller Stillberaterinnen dazu gebracht werden, es immer weiter zu versuchen, erscheint die bewusste Entscheidung gegen das Stillen ohne körperlich-medizinische Indikation als nicht akzeptabel: Denn eine solche Frau, so die Auffassung, stellt ihren eigenen Wunsch nach Selbstbestimmung über die Interessen und das gesundheitliche Wohl ihres Kindes. Wolf spricht hier von einer „ideology of total motherhood that requires mothers to devote themselves wholly to reducing risks to their children“ (Wolf 2011: S. 17f.).

Badinter (2010) macht eine „naturalistische Offensive“ (vgl. S. 41) aus, die in den 1970er und 1980er

Jahren den bis dato dominanten kulturalistischen Diskurs kritisieren: „Die Ökologie, die Verhaltenswissenschaften³⁶ und ein neuer, essentialistischer Feminismus traten gemeinsam für das Wohl der Menschheit ein“ (ebd.: S. 46). Grundpfeiler der ökologischen Bewegung sind Badinter zufolge die Kritik an der Ausbeutung natürlicher Ressourcen (vgl. ebd.: S. 47) und die Aufforderung, „die zerstörte Harmonie zwischen Mensch und Natur wiederherzustellen“ (ebd.: S. 48). Daraus entsteht ein Misstrauen gegenüber allem 'Künstlichen', 'Nicht-Natürlichen', welches Badinter vor allem in Bezug auf die Chemieindustrie und hormonelle Verhütungsmittel feststellt (vgl. ebd.: S. 48-51). Dieses Misstrauen wirkt sich auch auf die Anforderungen an 'gute Mutterschaft' aus: So skizziert Badinter auf dem Weg hin zum Leitbild „Eine gute Mutter ist eine ökologische Mutter“ (ebd.: S. 51) mehrere Etappen – der Trend zur natürlichen Geburt ab den 1970er Jahren (vgl. ebd.: S. 51-55)³⁷, die Wiederentdeckung des Stillens (vgl. ebd.: S. 55f.) sowie die aktuell zunehmende Begeisterung für Stoffwindeln (vgl. ebd.: S. 56f.). Allerdings ist hier bei Badinter eine Vermischung zweier unterschiedlicher Dinge zu beobachten: Sie spricht einerseits von der naturalistischen Offensive und einem naturalisierten Mutterbild, andererseits bezieht sie sich aber auf Fakten wie zum Beispiel, dass in Milchflaschen Bisphenol A entdeckt wurde oder dass Wegwerfwindeln große Mengen an Müll sowie einen großen Zellstoffbedarf hervorrufen. Ein Zusammenhang zwischen ökologischem Bewusstsein und einer größeren Anfälligkeit für Naturalisierungen könnte bestehen – allerdings bringt Badinter hierfür keine Beweise.³⁸ Stattdessen setzt sie beides miteinander gleich – ökologisch bewusstes Verhalten ist für sie gleichbedeutend mit einem reaktionären, da naturalisierten Mutterbild, weil die Frau dadurch mehr Arbeit hat (Stillen, Windeln waschen etc.). Es geht an dieser Stelle nicht um die Verteidigung eines Konzepts von Natur als unberührte, unschuldige moralische Instanz,³⁹ sondern darum, aufzuzeigen, dass diese Gleichsetzung eine unbegründete Annahme Badinters ist – eine Behauptung allerdings, die zu untersuchen sicherlich interessant wäre. Im Bezug auf das Stillen wird dies deutlich: Im Diskurs der Stillbefürworter*innen wird das Stillen häufig als 'natürliche' Art der Säuglingsernährung bezeichnet. Dass die Praxis des Stillens keineswegs immer selbstverständlich

³⁶Hier vor allem die Bonding-Theorie (vgl. Badinter 2010: S. 59-63) sowie Primatenforschung, Soziobiologie und Anthropologie (vgl. ebd.: S. 63-68), auf die im Kapitel 2.2 bereits kurz eingegangen wurde.

³⁷Badinter legt den Schwerpunkt hier auf die Periduralanästhesie (PDA) und beschreibt, dass viele Schwangere diese ablehnen. Allerdings lässt sie nur extreme Stimmen zu Wort kommen, die behaupten, das Durchleben des Geburtsschmerzes vergrößere die Freude über das Kind oder sei gar eine Art Initiationsritual (vgl. S. 53f.). Dass es durchaus medizinische Gründe gibt, eine PDA abzulehnen, wie beispielsweise die Verlängerung der zweiten Geburtsphase oder die Angst vor einer falschen Dosierung (vgl. hierzu Institut für Qualität und Wirtschaftlichkeit im Gesundheitswesen (IQWiG) 2012), erwähnt Badinter jedoch nicht. Diese einseitige Darstellung vermittelt den Eindruck, dass Frauen, die sich selbstbestimmt für eine Geburt ohne Schmerzmittel entscheiden, esoterische Spinnerinnen sind, anstatt eine freie Entscheidung bei gleichzeitiger Wertschätzung der medizinischen Errungenschaften zuzulassen.

³⁸Schrupp (2010) hebt in diesem Zusammenhang hervor, dass die bewusste Entscheidung für eine ökologischere Lebensweise als politische Position zu betrachten ist: „Es geht hier nicht um einen Kampf zwischen 'Kulturalismus' und 'Naturalismus', wie Badinter behauptet, sondern um den politischen Konflikt zwischen 'dieser Kultur', die wir vorfinden, und einer 'anderen Kultur', die wir uns wünschen.“ (Schrupp 2010)

³⁹Badinter (2010): „[Die Natur] hat sich nach und nach zu einer moralischen Autorität aufgeschwungen, deren Einfachheit und Weisheit man bewundert.“ (S. 48)

war, konnte bereits gezeigt werden. Doch dass das Stillen tatsächlich 'natürlicher' im Sinne von 'ökologischer' ist, da im Gegensatz zur Flaschennahrung kein Müll und kein Rohstoffverbrauch anfallen, ist nur schwer von der Hand zu weisen. Dieser Punkt kann als Vorteil des Stillens gewertet werden. Wichtig ist allerdings, dass neben solchen Vorteilen auch die Nachteile des Stillens gezeigt werden und dass kenntlich gemacht wird, dass hier natürlich im Sinne von ökologisch und nicht im Sinne von 'die einzig adäquate Handlungsweise' gemeint ist. Badinter vermischt aber genau diese beiden Bedeutungen. Hier wird also deutlich, wie wichtig eine differenzierte, sachliche und unaufgeregte Diskussion über Vor- und Nachteile des Stillens wäre, im Rahmen derer im Prinzip jede Frau die für sich selbst richtige Entscheidung treffen könnte.

Neben dieser Kritik an Badinters undifferenzierter Sichtweise auf Natur und Naturalisierung ist jedoch festzuhalten, dass sie aufzeigt, inwiefern der Beginn der 'Stillrenaissance' mit naturalistischen Motiven verquickt war. Dazu betrachtet sie die Geschichte der *La Leche Liga*, die bereits unter 4.1.1 angesprochen wurde.

„Die Gründerinnen der [La Leche, A.M.] *League* erblickten in ihr [der Natur, A.M.] auch das Symbol der Einfachheit, im Gegensatz zu unserer wissenschaftlich und industriell geprägten Zeit. Und was gab es Einfacheres und Reineres als das Stillen?“ (ebd.: S. 83)

Badinter zufolge baut die gesamte Argumentation der *La Leche Liga* auf diesem Naturbild auf: „[D]ie moralische Autorität der Natur, die Vorteile des Stillens, den Status der Frau und die moralische Reform der Gesellschaft“ (ebd.: S. 82) bilden deren vier zentralen Themen. Gerade in Bezug auf die letzten beiden kann der *La Leche Liga* eine „maternalistische Ideologie“ (ebd.: S. 92) bescheinigt werden, denn die von dieser Organisation vertretene Sicht auf den Status der Frau und ihre gesellschaftliche Rolle ist eine durch und durch traditionelle Auffassung: Die Frau hat in der Tätigkeit des Stillens und generell in der Sorge um ihr Kind aufzugehen. Indem sie stillt, fördert sie die Bindung zu ihrem Kind, sorgt dafür, dass es zu einem glücklichen Menschen heranwächst, und dient auf diese Weise der Gesellschaft (vgl. ebd.: 89-91). Es muss in diesem Zusammenhang jedoch festgehalten werden, dass dieses Frauen- und Mutterbild von der *La Leche Liga* schon seit längerem nicht mehr vertreten wird (vgl. ebd.: S. 82f.). Badinter unterstellt der Organisation hierbei politisches Kalkül – es ist jedoch auch in Betracht zu ziehen, dass die *La Leche Liga* die von ihr zu Beginn, also in den 1950er Jahren vertretene Sicht auf die Frau und Mutter tatsächlich auch selbst nicht mehr zeitgemäß findet⁴⁰. Zudem hält Wolf fest, dass viele Frauen, die sich vom Stillen überzeugen ließen,

⁴⁰Badinter zitiert auch in diesem Zusammenhang wieder eine radikale Position, entnommen einer Website namens *Alternamoms Unite* (<http://www.alternamoms.com/welcome.html>), die zehn Gebote des Stillens formuliert. Zu diesen gehört beispielsweise auch die Pflicht, schwangere Frauen auf die *La Leche Liga* anzusprechen (vgl. ebd.: S. 87-89). Es drängt sich jedoch die Frage auf, weshalb Badinter eine zum Erscheinen ihres Buches seit acht Jahren nicht mehr aktualisierte, scheinbar private Homepage ohne Impressum zitiert – indem sie solchen fundamentalistischen Positionen so viel Beachtung schenkt, entsteht bei Leser*innen eventuell der Eindruck,

die Position der *La Leche Liga* in Bezug auf die Mutterrolle nicht teilen (vgl. Wolf 2011: S. 10). Für Badinter ist die *La Leche Liga* jedoch Ursprung und Synonym für den dominanten stillbefürwortenden Diskurs, weshalb sie konstatiert: „Heute muss man feststellen, dass *La Leche League* den ideologischen Kampf gewonnen hat.“ (Badinter 2010: S. 97) In dieser Formulierung wird die emotionale Aufladung sichtbar, mit der aktuell über das Stillen debattiert wird. In der Bezeichnung des ideologischen Kampfes deutet sich bereits die Gegenüberstellung zweier konträrer Positionen an – inwiefern dies zutrifft, wird in Kapitel 4.2 untersucht.

4.1.3 Stillen vs. Gleichberechtigung?

Dabei ist ein deutlicher Nachteil des Stillens darin zu sehen, dass traditionelle Verhaltensmuster gefestigt werden – insbesondere durch das mindestens sechsmonatige Vollstillen, wie es die WHO und andere Organisationen fordern. Schon Badinter beschreibt, wie gesellschaftlich höher gestellte städtische französische Frauen ab dem ausgehenden 16. Jahrhundert ein emanzipatorisches Frauenbild zu entwickeln begannen, welches sich vom Ehefrau- und Muttersein abgrenzte und auf das gesellschaftlich-kulturelle Leben richtete (vgl. Badinter 1987: S. 74-91). Rüling spricht in diesem Zusammenhang von „Traditionalisierungsfallen“ (Rüling 2006: S. 4774), unter denen sie biografische Entscheidungspunkte versteht, an denen die äußeren Rahmenbedingungen die traditionelle Aufteilung von Aufgaben zwischen Frau und Mann begünstigen (vgl. ebd.: S. 4774, Fußnote 1). Als eine solche Traditionalisierungsfalle bezeichnet Rüling die „geschlechtsspezifische Deutung bei Kinderbetreuung und Hausarbeit“ (ebd.: S. 4779):

„Die Traditionalisierung ereignet sich in der Regel, indem der Mutter – etwa durch ihre Fähigkeit zum Stillen – eine 'natürliche' Kompetenz und Verantwortung für die Kinderbetreuung zugeschrieben wird. Aufgrund traditioneller Deutungsmuster von Geschlecht fühlt sie sich für die Kinderbetreuung verantwortlich. Sie steigt für begrenzte Zeit aus dem Beruf aus und bildet zentrale Kompetenzen im Umgang mit dem Kind aus, die sie auch weiterhin für die Kinderbetreuung prädestinieren. Aus der ursprünglichen Verantwortung für das Stillen entsteht somit eine 'besondere Mutter-Kind-Bindung', die sich noch weiter verstärkt.“ (ebd.: S. 4779f.)

Hier wird deutlich, wie Traditionalisierung und Naturalisierung zusammenhängen: Indem zunächst auf traditionelle Auffassungen zurückgegriffen wird, entwickelt sich ein Kompetenzvorsprung der Mutter, der in Anlehnung an altbekannte Rollenbilder als natürliche Kompetenz und nicht als erlernte Fähigkeit aufgefasst wird. Auch Freudenschuß sieht im Stillen ein Hindernis auf dem Weg zu partnerschaftlich gleichberechtigter Aufteilung der Sorge um das Kind:

„Väter von vollgestillten Babys können während den ersten Monaten nach der Geburt nur

Stillbefürworter*innen – auch die 'seriösen' Organisationen – seien alle dermaßen dogmatisch.

Hilfeleistungen tätigen, wodurch die gleiche Aufteilung der Versorgungsleistung nicht möglich ist. Der Anspruch des sechsmonatigen Vollstillens steht damit im Widerspruch mit Konzepten von gleichberechtigter Elternschaft, wie sie zunehmend auch von Seiten der Politik gefördert werden.“ (Freudenschuß 2012: S. 144)

Mit dieser Aussage reproduziert Freudenschuß allerdings eine ideologisch überhöhte Sicht auf das Stillen, welche diesem Vorgang eine wesentlich größere Bedeutung beimisst als anderen Versorgungsleistungen wie beispielsweise dem Wickeln, Beruhigen oder Baden. Wenn Eltern entscheiden, dass das Baby (voll-)gestillt werden soll, ist es zwar nicht möglich, die unterschiedlichen Tätigkeiten komplett gleich aufteilen – denn der Mann kann in der Regel nicht stillen – aber die Menge der Arbeit, der babybezogenen Workload sozusagen, kann dennoch egalitär aufgeteilt werden: indem der nicht stillende Vater zum Beispiel grundsätzlich das Wickeln übernimmt⁴¹. Wenn Freudenschuß aber betont, dass wirkliche Gleichberechtigung in der Verteilung der innerfamiliären Sorgearbeit nicht bei gleichzeitigem Vollstillen möglich ist, gerät diese Auffassung in Widerspruch mit der Forderung nach der Möglichkeit, selbstbestimmt über das Stillen entscheiden zu können:

„Während in den 1970ern das Stillen noch als private Angelegenheit von Frauen verstanden wurde, ist es heute dem Bereich der öffentlichen Gesundheit zuzuordnen. Frauen droht dadurch, die Entscheidungsmöglichkeiten für diesen letztlich höchstpersönlichen und intimen Lebensbereich zu verlieren.“ (Freudenschuß 2012: S. 144)

Doch durch die Annahme, dass Stillen und Gleichberechtigung sich ausschließen, beschränkt Freudenschuß diese als wichtig hervorgehobene Entscheidungsfreiheit durch die normative Haltung, eine Frau müsse sich zwischen Stillen und Gleichberechtigung entscheiden. Dennoch betont sie: „Ziel feministischer Forschung sollte es sein, die Position von Frauen und deren Bedürfnisse in diesen Diskursen wieder zunehmend zu stärken“ (ebd.: S. 144). Für das Erreichen dieses Ziels wäre die Anerkennung der Pluralität weiblicher Selbstentwürfe und Lebenskonzepte vermutlich hilfreicher als zu generalisieren. So könnte das Verhärten zweier Fronten – der gesellschaftlichen, durch den Risikodiskurs gestützten Pro-Stillen-Haltung auf der einen, dem selbstbestimmten Ablehnen des Stillens als 'emanzipatorischer Erfolg' auf der anderen Seite – vermieden werden. Auf diese Weise wäre es auch möglich, dass Stimmen, die zwischen diesen Polen liegen, gehört werden.

Diese Problematik wird an einem Fallbeispiel deutlich, welches Rüling aus ihrer empirischen Forschung berichtet. Anhand von Interviews mit verschiedenen Paaren untersucht sie die Bedeutung des Stillens als Traditionalisierungsfalle. In einem Fall entscheiden die Eltern, dass das Baby nach

⁴¹Für einen Bericht über den Versuch, sich Kinderbetreuung und Haushaltsarbeit egalitär aufzuteilen und trotzdem zu stillen siehe Bohmeyer/Bruha (2013).

Verlangen⁴² gestillt werden soll. Da die Mutter das Stillen auf diese Weise praktiziert und somit immer für das Kind verfügbar ist, entwickelt dieses eine engere Beziehung zu ihr als zu seinem Vater: „Es entsteht der Eindruck, als stünden die Bedürfnisse des Kindes den egalitären Vorstellungen der Eltern entgegen“ (Rüling 2008: S. 4782). Diese stärkere Bindung des Säuglings zu seiner Mutter wird von den Eltern naturalisiert, indem sie auf das Stillen an sich zurückgeführt und nicht etwa damit in Zusammenhang gebracht wird, dass Mutter und Kind wegen der stillbedingten 'Präsenzpflicht' der Mutter mehr Zeit miteinander verbringen. In diesem Fall, so Rüling, ist die Naturalisierung nicht Resultat einer traditionellen Deutung, sondern der diskursiven Aushandlung einer Erklärung für das Verhalten des Babys (vgl. ebd.: S. 4782f.). Allerdings ist der Zugang des Elternpaares zum Stillen ein anderer als in weiteren Fallbeispielen: Die Eltern im eben skizzierten Fall stellen die (vermeintlichen) Bedürfnisse des Kindes über alle eigenen, das Stillen wird nicht nur als Nahrungsaufnahme betrachtet, sondern ebenfalls zum Beruhigen des Kindes oder zur Erfüllung seines Bedürfnisses nach Körperkontakt eingesetzt. Dem Stillen wird hier also eine Bedeutung zugemessen, die über die Ernährungsfunktion hinausgeht und mit Wolfs 'Ideologie totaler Mutterschaft' in Verbindung gebracht werden könnte, die das vollständige Zurückstellen eigener Bedürfnisse seitens der Mutter erfordert. Bei den anderen Paaren aus Rülings Untersuchung richtet sich das Stillen nicht ausschließlich nach den Wünschen des Kindes: Es wird ab und an durch ein Fläschchen mit abgepumpter Muttermilch ersetzt, wodurch Freiräume für die Mutter geschaffen werden und andere Betreuungspersonen als sie in Frage kommen. Zudem werden spezifische Väterzeiten und -handlungen institutionalisiert (vgl. ebd.: S. 4783). Aus dieser eher pragmatischen Auffassung des Stillens erfolgt laut Rüling eine „stärker handlungspraktische Veränderung“ (ebd.: S. 4785) der Arbeitsteilung und damit auch des Geschlechterverhältnisses: Die Paare versuchen aktiv, der Fremdbestimmung der Mutter durch den Stillrhythmus entgegenzuwirken und parallel dazu vätereigene Erfahrungsräume zu schaffen.

4.1.4 Stillediskurse – ein Zwischenfazit

Die eben erläuterten Stillediskurse lassen sich folgendermaßen zusammenfassen: Erstens ist Stillen keineswegs eine ahistorische und selbstverständliche menschliche Verhaltensweise – die Popularität der kulturellen Praxis des Stillens hängt stets von den gesellschaftlichen Rahmenbedingungen ab. Zurzeit ist ein dominanter Pro-Still-Diskurs festzustellen, der mit Gesundheits- und Entwicklungsvorteilen des Stillens für den Säugling sowie Risiken im Falle des Nicht-Stillens argumentiert. Ein Risikodiskurs führt zum Bestreben, die größtmögliche Sicherheit und optimalen Bedingungen für das eigene Kind zu schaffen. Zweitens wird das Stillen als natürliche Selbstverständlichkeit aufgefasst. In Folge dieser Naturalisierung des Stillens wird eine ablehnende Haltung gegenüber dem Stillen als anormal, pathologisch oder egoistisch gewertet und erhöht den

⁴²Das bedeutet, dass das Baby entscheidet, wie oft und wie lange (auch insgesamt) es an der Brust trinken möchte.

Druck auf Mütter um ein Weiteres. Drittens lässt sich die diskursive Auseinandersetzung mit dem Verhältnis von Stillen und Gleichberechtigung ausmachen, die in der breiten Öffentlichkeit bislang eher wenig thematisiert wird. In diesem Zusammenhang ist festzuhalten, dass das Stillen eine vollständig egalitäre Arbeitsteilung erschwert, sie aber nicht völlig unmöglich macht. Ungünstig wäre es, eine Gegenüberstellung von Stillen versus Gleichberechtigung aufzumachen und stillende Mütter so per se als traditionell, nicht-stillende hingegen automatisch als emanzipiert anzusehen. Vielmehr wäre es wichtig, einen selbstbestimmten Aushandlungsprozess von Eltern zu unterstützen.

Beides – das Stillen und die Ernährung mit Formulanahrung aus der Flasche – hat Vor- und Nachteile. Die Nachteile des Stillens werden im Pro-Still-Diskurs allerdings meist ausgeblendet, geschönt oder in Vorteile umgedeutet – so wird die starke Eingebundenheit und Fremdbestimmtheit der stillenden Mutter positiv gewendet zu größerer Nähe und einer starken Bindung zwischen Mutter und Kind oder die Tatsache, dass Stillen auch körperlich anstrengend ist, zur Aussage, dass stillende Mütter schneller wieder ihre alte Figur zurückerlangen. Dass dieser Aushandlungsprozess über die Vor- und Nachteile der verschiedenen Arten der Säuglingsernährung kein einfacher ist, liegt auch an seiner Verknüpfung mit einer weiteren, substanziellen Frage: Für wen hat etwas Vorteile, für wen Nachteile? Und daran geknüpft: Sind Vorteile für das Kind wichtiger als Nachteile für die Mutter? Und umgekehrt? Die Antworten auf diese Fragen hängen stark mit der persönlichen Lebenssituation, den Einstellungen und Werten der Mutter beziehungsweise den Eltern zusammen und können daher nur jeweils individuell beantwortet werden. Die Entscheidung für oder gegen das Stillen, für oder gegen künstliche Säuglingsmilch oder für oder gegen eine Mischlösung sollte daher nicht von außen beeinflusst werden – gleichzeitig ist es wichtig, Informationen über mögliche Vor- und Nachteile aller Ernährungsformen so objektiv wie möglich darzustellen und allen werdenden Eltern zugänglich zu machen.

4.2 Über das Verhältnis von Neoliberalismus, Naturalismus und Kritik – am Beispiel des Stillens

Das Stillen, so wurde deutlich, kann nicht für sich betrachtet werden, sondern ist als kulturelle Praxis eng mit anderen Diskursen einer Gesellschaft verwoben. Avishai (2011) hält fest:

„[B]reastfeeding is shaped at the crossroads of moralised motherhood, public health campaigns and grass-root activism, economic disparities and the commercialised, medicalised and professionalised contexts that characterise contemporary parenting.“ (Avishai 2011: S. 24)

Die wichtigsten dieser Kontexte, in die das Stillen eingebunden ist, wurden auch in der vorliegenden Arbeit thematisiert. Im Folgenden werden diese Verknüpfungen hinsichtlich des Stillens näher untersucht: Inwiefern hängen Neoliberalismus und Naturalismus zusammen, welche Rolle spielt die

Kritik am jeweils anderen und wo finden sich Widersprüchlichkeiten und Ambivalenzen?

In einem allgemeinen öffentlichen Diskurs scheinen sich zwei Positionen gegenüberzustehen: Auf der einen Seite die 'Gluckenmütter', die von der Unersetzbarkeit der Mutter in den ersten Lebensjahren überzeugt sind und mit denen eine lange Stilldauer, viel Körperkontakt durch Tragetuch oder -hilfe, selbstbestimmte Beikosteneinführung (baby-led weaning) und die Verwendung von Stoffwindeln oder auch das Windelfrei-Programm assoziiert werden, auf der anderen Seite die 'Rabenmütter', die sich persönliche Freiräume bewahren und schnell wieder in den Beruf einsteigen wollen und sich als emanzipiert betrachten. Erstere, so könnte man vermuten, sind die Frauen, die Badinter (2010) als 'Opfer' der naturalistischen Offensive begreift – die Frauen, die sich angesichts schlechter Arbeitsmarktprognosen lieber ins Private zurückziehen:

„Heute scheinen immer mehr junge Französinen das von ihren Müttern gelebte Modell der Rabenmutter abzulehnen. Sie sind entmutigt von einer immer härter werdenden Arbeitswelt und lassen sich vom naturalistischen Diskurs der Ökologie und einem maternalistischen Feminismus verführen.“ (Badinter 2010: S. 11)

Die Rückkehr in die häusliche Sphäre erscheint diesen Frauen sicherer als eine unsichere Arbeitsmarktsituation (vgl. ebd.: S. 43f.). Die Gruppe der 'Rabenmütter', so scheint es, sind dagegen diejenigen, die den Versprechen der neoliberalen Arbeitswelt folgen: Sie wollen die Chancen zur beruflichen Selbstverwirklichung nutzen und emanzipiert sein, obwohl sie, so könnte man kritisch einwenden, damit lediglich dem hegemonialen Modell der doppelten Vergesellschaftung und damit letztlich dem vorherrschenden neoliberalen System dienen. Weiterhin liegt die Vermutung nahe, dass die 'Glucken' ihren Blick eher in die Vergangenheit richten – denn der naturalistische Diskurs operiert wie erwähnt mit evolutionsbiologischen Thesen, mit sogenannten 'Naturvölkern' und Primatenmüttern – während die 'Rabenmütter' planerisch-organisierend in die Zukunft blicken, ganz Unternehmerinnen ihres eigenen Lebens. Die Wertung der beiden Modelle hängt vom persönlichen Standpunkt ab: Aus einer neoliberalismuskritischen Perspektive erscheint die 'Glucke' als Aktivistin, die sich bewusst der ökonomischen Verwertung ihres Selbst entzieht, während die 'Rabenmutter' als kapitalistisch-egoistische Karrierefrau angesehen wird. Aus dem entgegengesetzten Blickwinkel erscheint die 'Glucke' als Verliererin, die nicht über genügend Management-Kompetenz verfügt, um die unterschiedlichen Aspekte ihres Lebens zu koordinieren, während die 'Rabenmutter' ihr erfolgreiches Gegenbild darstellt. Indem Badinter (2010) den Ursprung der naturalistischen Offensive in der wirtschaftlichen Situation, namentlich den Wirtschaftskrisen der 1970er und 1990er Jahre, und der daraus folgenden Verschärfung der Arbeitsmarktbedingungen sieht und gleichzeitig Naturalismus über weite Teile gleichsetzt mit der ökologisch motivierten Kritik an Konsum und Wachstum, wird die Vorstellung zweier derart entgegengesetzter Mutterschaftspositionen noch verstärkt.

Am Beispiel des Stillens wird jedoch deutlich, dass diese Gegenüberstellung nicht funktioniert. Denn wie bereits erläutert wurde, wird der dominante Stildiskurs nicht nur durch den Rückgriff auf naturalistische Auffassungen von Mutterschaft gespeist, sondern gleichsam durch einen neoliberalen Risikodiskurs, der das Stillen als bestmögliche Präventions- und frühkindliche Fördermaßnahme begreift, die dem Säugling als heranwachsendes Humankapital zuteilwerden soll. Vor dem Hintergrund eines solchen Diskurses zeigt Avishai in einer Interviewstudie auf, wie privilegierte amerikanische Mütter das Stillen als Projekt auffassen – „a task to be researched, planned, implemented and assessed, with reliance on expert knowledge, professional advice and consumption“ (Avishai 2011: S. 24). Ein Projekt ganz im unternehmerischen Sinne, könnte man sagen. Wie weit entfernt dieser Zugang zur Praxis des Stillens von der angeblich 'natürlichsten Sache der Welt' entfernt ist, wird anhand der Interviewpartnerinnen Avishais deutlich. Bereits vor der Geburt informieren sie sich umfassend mit Hilfe von Ratgebern und Stillberatungen über das Stillen und auch bereits über mögliche Schwierigkeiten – eine Frau nimmt sogar an einem Stillkurs teil, bei dem die richtige Haltung anhand von Puppen geprobt wird. Interessant ist dabei, dass die befragten Frauen kostenpflichtige Beratungen denen von Netzwerken wie der *La Leche Liga* vorziehen (vgl. ebd.: S. 29f.). Avishai zufolge wird die *La Leche Liga* von seinen Studienteilnehmerinnen als zu radikal und zu konservativ abgelehnt. Hierin zeigt sich zum einen, dass diese Frauen nicht mit dem naturalistischen Mutterbild der Liga übereinstimmen⁴³. Zum anderen könnte es sein, dass die Mütter einen Zusammenhang zwischen den Kosten und der Professionalität einer Beratung herstellen, was wiederum auf die Konsumorientierung und den marktorientierten Leistungs- und Qualitätsgedanken der Frauen hinweisen könnte. Auch in einem weiteren Punkt weist die Konsumorientierung der stillenden Mütter auf eine Abkehr von der Vorstellung des Stillens als einer 'natürlichen' und ursprünglichen Praxis hin: In der Vielzahl der Hilfsmittel, die das Stillen fördern, unterstützen oder erleichtern sollen (vgl. Avishai 2011: S. 27). Das Stillen wird nicht als 'natürlicher' Vorgang betrachtet, um den man sich keine großen Gedanken machen muss, sondern als Praxis, die erlernt und für deren erfolgreiche Durchführung bestimmte äußere Voraussetzungen geschaffen werden müssen. Diese reichen von der passenden Kleidung und spezieller Ernährung in Form von Vitamin- und Eisensäften, Nahrungsergänzungsmitteln und Milchbildungstees über spezielle Stillsessel und -kissen hin zu technischem Equipment wie Milchpumpen, Brusthütchen und der Mutterbrust nachgeahmten Flaschensaugern, die im Falle des Fütterns abgepumpte Milch aus der Flasche einer befürchteten Saugverwirrung des Babys entgegenwirken sollen. Neben der äußeren Umgebung ist auch die innere Haltung für den Stillerfolg bedeutend. Die hier geforderte Entspannung kann, so die Anpreisungen

⁴³Auch in der Ablehnung bestimmter Elternzeitschriften als zu radikal und naturalistisch durch die von Avishai interviewten Mütter wird ersichtlich, dass nicht davon ausgegangen werden kann, dass alle stillenden Mütter einen naturalistischen Diskurs verinnerlicht haben (vgl. Avishai 2007: S. 142).

der Konzerne, ebenfalls durch Nahrungsergänzungsmittel und Tees, aber auch Aromatherapie gefördert werden. Avishai zeigt auf, dass das Projekt Stillen durchaus leistungsorientiert ist: So sind die Menge der produzierten Milch (insbesondere, wenn aus verschiedenen Gründen eine Milchpumpe verwendet wird) und die Länge der Stillzeit die Parameter, anhand derer der Stillerfolg gemessen wird. Dieser Leistungsdruck kommt nur zum Teil von außen, beispielsweise in Form der kinderärztlichen Vorsorgeuntersuchungen, bei denen auch kontrolliert wird, ob das Kind genügend Gewicht zunimmt. Größtenteils sind jedoch die von Avishai befragten Frauen selbst verantwortlich für den Druck beziehungsweise haben sie den gesellschaftlichen Stillimperativ internalisiert, da sie sich zu Beginn der Stillzeit oder bereits vor der Geburt ein individuelles Ziel gesetzt haben, das sie dann um jeden Preis erreichen wollen: zum Beispiel, sechs Monate ausschließlich zu stillen oder erst nach zwölf Monaten abzustillen. Das Erreichen des selbstgesetzten Ziels ist Gradmesser für den Erfolg des Stillprojektes. Kann das Ziel nicht realisiert werden, haben die Frauen das Gefühl, versagt zu haben. Um ihr Projekt erfolgreich abschließen zu können, disziplinieren und optimieren die Mütter ihren Körper mit Hilfe von Ernährungsumstellungen, Stillzeitplänen und dem gezielten Einsatz der Milchpumpe zur Steigerung der Milchmenge (vgl. ebd.: S. 30-32). Diese Praktiken stehen ganz im Zeichen des neoliberalen Zwangs zur Selbstoptimierung. Dem 'natürlichen System Körper' wird nicht vertraut – erst der sichtbare und messbare Outcome garantiert den Erfolg.

Avishais Studie verdeutlicht, dass keineswegs alle Stillbefürworter*innen einen naturalistischen Still- und Mutterschaftsdiskurs verinnerlicht haben. Vielmehr ist, wie auch Avishai andeutet, von zwei verschiedenen Haltungen auszugehen: Zum einen von einer durch naturalisierte Auffassungen von Mutterschaft und Stillen geprägten Gruppe von Frauen, die den zahlreichen Angeboten der Stillindustrie eher skeptisch gegenüber stehen, zum anderen von den erfolgreichen Top Mums, die neoliberale Denkweisen und Leitbilder verinnerlicht haben und ihr Projekt Stillen mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln zum Erfolg führen wollen (vgl. ebd.: S. 33f.)⁴⁴.

An anderer Stelle jedoch greifen die naturalistische Überzeugung, Stillen sei 'natürlich' und folglich auch einfach, und ein neoliberaler Leistungsdruck ineinander: Angeblich können nur 2 Prozent aller Mütter aus biologischen, also physischen Gründen nicht stillen (vgl. hierzu beispielsweise Knaack/van der Ohe/Peters 2015: S. 6). Das erhöht den Druck auf Mütter, bei denen Stillkomplikationen auftreten: Aufgrund der eben genannten Zahl erscheint eine biologische Ursache für das Stillproblem als unwahrscheinlich und die betroffene Frau sucht den Grund für die

⁴⁴Diese zwei skizzierten Haltungen müssen als Stereotype aufgefasst werden. Inwiefern diese in der Realität tatsächlich zu finden sind, wäre Gegenstand einer anderen empirischen Untersuchung. Es ist zu vermuten, dass der Großteil der Mütter weder dem einen noch dem anderen Extrem in allen Aspekten des Themas zugeordnet werden kann, sondern dass die meisten Frauen sowohl Anteile naturalistischer als auch neoliberaler Diskurse verinnerlicht haben und demnach sozusagen 'Mischtypen' darstellen.

Stillschwierigkeiten bei sich – irgendetwas, so ihre Annahme, scheint sie falsch zu machen. Analog zur neoliberalen Ideologie wird Erfolg beziehungsweise Nichterfolg individualisiert. Auf diese Weise erhält das neoliberale Leistungsdenken auch Einzug in die naturalisierte Idylle der Mutter-Kind-Symbiose: Denn klappt 'das Natürlichste der Welt' nicht, fühlt sich die Mutter als Versagerin und versucht alles, um den Stillerfolg letztendlich doch herzustellen. Diese Verflechtung von neoliberalen Gedankengut und der Naturalisierung des Stillens ist auch in einem Werk aufzufinden, das sich selbst als 'Das Standardwerk für die Stillzeit' bezeichnet und mit 37 Auflagen und einer Gesamtauflage von über einer Million Exemplare seit 1980 im deutschen Raum wohl tatsächlich als solches betitelt werden kann: *Das Stillbuch* (Lothrop 2015). Bereits im Vorwort schreibt die Autorin: „Mein Buch will Frauen helfen, Vertrauen in ihren eigenen Körper, ihre mütterliche Intuition, ihr inneres Wissen und ihre weibliche Kraft zu stärken“ (ebd.: S. 16). Sie rekurriert hier auf die Vorstellung eines Mutterinstinkts oder natürlichen mütterlichen Verhaltens, das aufgrund einer stillunfreundlichen Kultur lediglich verschüttet liegt und mit Hilfe des passenden Ratgebers wieder hervorgeholt werden kann. Es wird deutlich, wie hier Empowerment zu mehr Vertrauen in den eigenen Körper verknüpft wird mit einer naturalistischen Vorstellung dieses Körpers. An anderer Stelle erinnert *Das Stillbuch* jedoch eher an die von Bröckling untersuchte Management-Literatur: „Durch richtige Handhabung kannst du deine Milchproduktion sicherlich nach Belieben erhöhen“ (ebd.: S. 222, Herv. i. O.). Befolgt die Mutter also die im Buch beschriebenen Hinweise und Tipps, so kann dem Stillerfolg eigentlich nichts mehr im Wege stehen. Für jedes Problem gibt es offensichtlich die passende Lösung – selbst Adoptivkinder können erfolgreich gestillt werden (vgl. ebd.: S. 300-302). Auf diese Weise wird zum einen das Bild vermittelt, Frauen könnten ihre Körper in beliebiger Weise auf das gewünschte Verhalten – die ausreichende Milchproduktion – hin disziplinieren. Mit dem Postulat dieser prinzipiellen Möglichkeit muss jede Entscheidung, diesen Disziplinierungsprozess vor Eintritt des gewünschten Erfolges abubrechen, als Niederlage beziehungsweise Versagen gewertet werden. Der Imperativ 'Jede Frau kann und soll stillen' erhöht auf diese Weise den Leistungsdruck auf Mütter.

Aus einer kritischen Perspektive könnte man nun zusammenfassen: Stillt eine Frau, weil sie davon überzeugt ist, dies sei die 'natürliche' und deshalb bessere Form der Säuglingsernährung, so sitzt sie dem naturalistischen Diskurs auf. Stillt eine Frau dagegen, weil sie davon überzeugt ist, dies sei gesund und die beste Prävention vor verschiedenen Krankheiten, so sitzt sie dem neoliberalen Risikodiskurs auf, der auch die Sorge um die eigene Gesundheit (oder die des Kindes) individualisiert. Mit Schneider (2013) könnte man also überspitzt zu der Auffassung gelangen: Stillen ist „konterrevolutionär“ (Schneider 2013: S. 145)⁴⁵. Doch der Verzicht auf das Stillen aus rein

⁴⁵ „Damit soll nicht gesagt sein, dass Stillen immer und unter allen Umständen konterrevolutionär wäre; auch wenn ich das Gefühl habe, dass das angesichts der ideologischen Oberhoheit des Stilldogmas durchaus angebracht

politischen Gründen kann nicht die Lösung sein: Zwar befreit sich das weibliche Subjekt auf diese Weise von der ideologischen und ökonomischen Verwertung ihres Körpers (vgl. ebd.: S. 145), jedoch nicht von der ideologischen und ökonomischen Verwertung ihres Selbst als Teil einer neoliberalen Gesellschaft. Denn der Verzicht auf das Stillen zugunsten der öffentlichen Demonstration der Emanzipation der Mutter durch die Verwendung der Flasche, die die Selbstverwirklichung in anderen Bereichen (vermutlich vor allem dem beruflichen) ermöglicht, fügt sich genauso in die neoliberale Hegemonie des eigenverantwortlichen Individuums ein. Ideologische Vorstellungen des Stillens zu kritisieren, ist, wie Schneider betont, eine wichtige Aufgabe. Dies reicht jedoch nicht aus: Auch die neoliberalen Verhältnisse müssen kritisiert werden, damit die Kritik der Naturalisierung nicht in eine affirmative Ökonomisierung des Selbst kippt.⁴⁶ Es ist also nicht die kulturelle Praxis des Stillens an sich, die Zielpunkt kritischer Intervention sein soll, sondern die Instrumentalisierung des Stillens: Für die Legitimierung konservativer Geschlechterrollen durch Naturalismen auf der einen, für die Durchsetzung neoliberaler Leitbilder der Ökonomisierung und Optimierung des eigenen Lebens und des Selbst auf der anderen Seite. Die Ernährung von Säuglingen sollte nicht der Austragungsort ideologischer Kämpfe sein. In diesem Zusammenhang muss noch einmal auf die Rolle der Kritik eingegangen werden. Bröckling zufolge ist diese „kein bloßes Spiegelbild ihres Gegenstands. Sie ist kein Gegenprogramm zur unternehmerischen Selbstoptimierung, sondern die kontinuierliche Anstrengung, sich dem Zugriff gleich welcher Programme wenigstens zeitweise zu entziehen“ (Bröckling 2007: S. 286). Kritik bedeutet also nicht, das zu Kritisierende in sein Gegenteil zu verkehren, sondern vielmehr, für einen Moment nicht zu agieren, sondern lediglich zu reagieren – die Praxis der Subjektivierung im Sinne neoliberaler Leitbilder also wenigstens für einen Augenblick ruhen zu lassen (vgl. ebd.: S. 286f.). Doch auch dies ist kein einfaches Unterfangen: „Selbst der Einspruch, die Verweigerung, die Regelverletzung lassen sich in Programme gießen, die Wettbewerbsvorteile versprechen“ (ebd.: S. 283), und so liegt es nahe, dass Bröckling das Leitbild des unternehmerischen Selbst mit dem Igel aus dem Märchen vergleicht, der dem Hasen stets zuruft: „Ick bün all hier“ (ebd.: S. 283).

An dieser Stelle ist es angebracht, den Fokus noch einmal auf diejenigen Mütter zu richten, die sich dazu entscheiden, nicht zu stillen. Sind sie die wahren 'Rabenmütter'? Für Badinter (2010) ist das so: „Das Fläschchen hat heutzutage den Status der 'zweiten Wahl' und steht für den mütterlichen Egoismus“ (Badinter 2010: S. 107). Doch Badinter hält eine gewisse Portion mütterlichen Egoismus' durchaus für angemessen, denn das Ideal der 'guten Mutter', die sich vollkommen in den Dienst ihres Kindes stellt, manifestiere die gesellschaftliche Dominanz der Männer (vgl. ebd.: S. 111): „Der Rückschritt wird im Namen der Liebe zum Kind, des Traums vom perfekten Kind und der moralisch

wäre.“ (Schneider 2013: S. 145f.)

⁴⁶Diese ist bei Schneider allerdings nicht zu beobachten.

überlegenen Entscheidung gebilligt“ (ebd.: S. 111). Bereits in Kapitel 4.1.3 wurde deutlich, dass die Entscheidung eines Paares für das Stillen schnell zur exklusiven Zuständigkeit der Mutter für alle mit dem Kind zusammenhängenden Belange und zur Grundlage naturalisierter Geschlechterdifferenzen werden kann. Für Badinter entzündet sich denn auch am Thema Stillen die Frage nach der Freiheit und Gleichberechtigung der Frau. Die Kritik, die Badinter an steigenden Ansprüchen an Mutterschaft sowie naturalistische Mutterideologien übt, ist notwendig. Es kann jedoch eingewandt werden, dass diese Kritik auf einem systematischen Gegeneinander-Ausspielen von Frau und Mutter basiert. Am Vergleich zwischen Deutschland und Frankreich wird dies deutlich: Während sich die deutschen Frauen aufgrund des Muttermythos immer häufiger entschieden, keine Kinder zu bekommen, läge die französische Geburtenrate EU-weit unter den höchsten, da hier den jungen Müttern ein rascher Berufswiedereinstieg in Vollzeit nicht nur ermöglicht werde, sondern auch gesellschaftlich akzeptiert sei (vgl. ebd.: S. 11 u. 32f.). Das impliziert: Nur eine Mutter, die schnell nach der Geburt wieder viel arbeiten kann, ist eine zufriedene Mutter, während eine Mutter, die zuhause viel Zeit mit ihrem Nachwuchs verbringt, entweder unglücklich oder ideologisch verblendet sein muss. Die Mutterrolle erscheint bei Badinter beinahe als Last, während die Rolle der Frau Erfüllung in Beruf und Partnerschaft verspricht. Es entsteht der Eindruck, als könne eine Frau, die in der Mutterrolle aufgeht, nicht gleichzeitig Frau bleiben. Damit schert Badinter jedoch sämtliche weibliche Lebensentwürfe über einen Kamm. Dabei ist es gerade aus feministischer Perspektive von großer Bedeutung, die Pluralität weiblicher Lebenskonzepte und Selbstentwürfe zu unterstützen. Ob, zu welchen Teilen und auf welche Weise Mutterschaft, Partnerschaft und Beruf darin eine Rolle spielen, wäre in diesem Sinne als individuelle Entscheidung anzusehen. In Bezug auf das Stillen bedeutet das: Das Aufzeigen der diskursiven Verwobenheit der kulturellen Praxis des Stillens mit naturalistischen und neoliberalen Diskursen ist ein erster Schritt auf dem Weg zu einer selbstbestimmten Entscheidung einer jeden Frau, ob, wie und wie lange sie ihr Kind stillen möchte. Diese Entscheidung ist keine leicht zu treffende – zahlreiche Vor- und Nachteile müssen dabei gegeneinander abgewogen werden. Diese sind jedoch stets abhängig von den individuellen Lebensumständen einer Frau. Aus einer auf Geschlechtergerechtigkeit ausgerichteten Perspektive ist es darüber hinaus von Nöten, den Partner (insofern vorhanden) in diese Entscheidung miteinzubeziehen: Der Tritt in die mit der Geburt des ersten Kindes verbundenen Traditionalisierungsfalle kann am besten durch eine ernsthafte Thematisierung der Aufteilung innerfamiliärer Sorgearbeiten vermieden werden. Gleichzeitig besteht darin die größte Chance, durch eine egalitäre Rollenverteilung traditionelle Geschlechterstereotype zu durchbrechen.

5 Abschließende Betrachtungen

Die Beziehungen und Verknüpfungen wie auch die konträren Positionen von Mutterschaftsdiskursen, neoliberalen Diskursen und den diskursiven Rahmenbedingungen des Stillens sind vielschichtig, verzweigt und verwoben. Im Folgenden werden die zentralen Ergebnisse dieser Arbeit daher noch einmal gebündelt dargestellt, bevor anschließend ihre Relevanz thematisiert und ein Ausblick auf weitere mögliche Forschungsvorhaben gewagt wird. Das Ideal der 'guten Mutter', so wurde ganz zu Beginn deutlich, ist diskursiv hergestellt und vom jeweiligen soziopolitischen Kontext abhängig. Dennoch konnte sich seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert das Ideal der fürsorglichen und für ihre Kinder verfügbaren Mutter verfestigen. Aufgrund der Persistenz dieser wenn auch schwächer werdenden Ideologie der Verfügbarkeit und Unersetzbarkeit der Mutter bei gleichzeitiger Forderung ihrer ökonomischen Selbstständigkeit kann heute von einer doppelten Vergesellschaftung der meisten Mütter gesprochen werden: Sie haben Mutterrolle und berufliche Rolle miteinander zu koordinieren und vereinbaren. Dies wird dadurch erschwert, dass sozio- und evolutionsbiologische Ansätze mütterliche Fürsorge als 'natürlich' veranlagte Verhaltensweise betrachten und auf diese Weise geschlechtsspezifische Eigenschaften herleiten, die das Beibehalten der traditionellen geschlechtlichen Verteilung von Haushalt und Kindererziehung zu Lasten der Frau legitimieren.

Diese Anforderungen an Mutterschaft wurden anschließend unter den spezifischen Voraussetzungen neoliberaler Diskurse betrachtet. Der Neoliberalismus beschränkt sich nicht auf das Wirtschaftssystem, sondern hat Einfluss auf nahezu alle gesellschaftlichen Bereiche sowie den einzelnen Menschen und somit auch auf Mutterschaft. Anhand des von McRobbie formulierten neuen Geschlechtervertrags des Neoliberalismus konnte aufgezeigt werden, inwiefern neue Weiblichkeitsideale, die mit älteren feministischen Vorstellungen brechen, gesellschaftlichen Zuspruch erfahren. Diese Vorstellung von Weiblichkeit beinhaltet die prinzipielle Gleichberechtigung von Männern und Frauen, deren erfolgreiche Durchsetzung jedoch als Ergebnis persönlichen Erfolges gewertet und somit individualisiert wird, sowie die gleichzeitige Festigung heteronormativer traditioneller Geschlechterbilder. Daneben diagnostiziert McRobbie eine Ökonomisierung des Familienlebens, welche einerseits zwar mit einer Aufwertung der Mutterrolle verbunden ist, andererseits jedoch zu höheren Erwartungen an und somit größerem Druck auf Mütter führt. Um ihre doppelte Vergesellschaftung erfolgreich aufrecht zu erhalten, ist im Neoliberalismus mehr denn je planerische Voraussicht und Managementgeschick nötig. Die Bedeutung dieser planerischen Kompetenz bei gleichzeitiger Forderung nach Flexibilität, Mobilität und Ungebundenheit wurde

anhand des Konzepts der projektförmig organisierten Gesellschaft von Boltanski und Chiapello deutlich. Auch sie betonen also die gestiegenen Erwartungen an das selbstverantwortliche Subjekt des Neoliberalismus und machen gleichzeitig deutlich, dass dieses Subjekt in der Arbeit die Möglichkeit zur Selbstverwirklichung sieht. Mit Bröckling konnte aufgezeigt werden, wie sich Management-Rhetorik auf alle Bereiche des Lebens ausweitet und auch vormals private Bereiche erfasst. Unternehmerisches Denken und Handeln gilt im Neoliberalismus als Universallösung für jegliche Probleme. Gesellschaftliche oder persönlichkeitsbezogene Widersprüche sind nicht aufzulösen, sondern in ein Ganzes zu integrieren – das Ziel ist also nicht, andere Umstände zu schaffen, sondern sich von Situation zu Situation flexibel anzupassen. Auf diese Weise werden traditionelle Geschlechterrollen kontextabhängig entweder reproduziert oder verworfen.

Für die Mutter im Neoliberalismus bedeutet dies zusammengefasst, dass sich traditionelles Mutterbild und prinzipielle Gleichberechtigung wie auch Chancengleichheit gegenüberstehen. Widersprüche müssen im Rahmen einer doppelten Vergesellschaftung in das eigene Leben integriert werden. Da jedoch sowohl die Anforderungen an 'gute Mutterschaft' als auch die Anforderungen der Arbeitswelt an die Individuen größer werden, wird dies zunehmend schwieriger: So bleiben immer mehr Frauen kinderlos oder ziehen sich als Mütter aus dem Berufsleben zurück (vgl. Statistisches Bundesamt 2013). Aus Angst vor der demografischen Entwicklung und eines zu erwartenden Fachkräftemangels versuchen die politisch Verantwortlichen, durch Konzepte zur besseren Vereinbarkeit von Familie und Beruf diesen Entwicklungen entgegenzusteuern. Für Frauen bedeutet dies trotzdem ein großes Maß an Planung und Koordination. Auf der Grundlage der soeben zusammengefassten Mutterschaftsdiskurse und neoliberalen Diskurse konnte das aktuelle Leitbild der neoliberalen Top Mum herausgearbeitet werden, welche mit Bravour alle Anforderungen erfüllt: Sie ist nicht nur eine hervorragende, da liebende, fördernde und wissenschaftlich informierte Mutter und bringt gleichzeitig durch hohe Netzwerkkompetenz und gutes Management ihre berufliche Karriere voran, sondern führt eine erfüllte Partnerschaft und nebenbei noch den Haushalt.

Im zweiten Teil der Arbeit lag der Fokus auf der kulturellen Praxis des Stillens. Es konnte anhand eines kurzen historischen Abrisses überzeugend dargestellt werden, dass Stillen keineswegs eine selbstverständliche menschliche Verhaltensweise ist, wie sie heute im dominanten stillbefürwortenden Diskurs dargestellt wird: Trotz ihrer biologisch-körperlichen Verfasstheit ist die Praxis des Stillens kulturellen Normen und Werten unterworfen. Dennoch wird die Erzählung der Natürlichkeit des Stillens offensiv verbreitet, um das Stillen populärer zu machen. Zudem erfährt das Stillen eine Ideologisierung, die es als Voraussetzung für eine gelungene Mutter-Kind-Bindung und somit einen gelungenen Start ins Leben erscheinen lässt. Dies zusammengenommen baut bei Müttern einen Stilldruck auf und impliziert Alternativlosigkeit, da die Entscheidung gegen das Stillen

pathologisiert oder als egoistisch verrufen wird. Dabei ist insbesondere aus feministischer Sicht zu kritisieren, dass die Praxis des Stillens eine egalitäre Aufteilung von Sorgearbeit zwischen Eltern zwar nicht unmöglich macht, aber doch erschwert. Das Stillen kann so als Traditionalisierungsfalle begriffen werden, die besonders schwerwiegende Folgen für die Geschlechterrollen einer Partnerschaft hat, da sie mit der Situation der familiären Neuorientierung im Zusammenhang mit der Geburt eines Kindes zusammenfällt und dafür sorgt, dass sich bereits ganz zu Beginn der Elternschaft ein Kompetenzvorsprung der Mutter herausbildet, der als geschlechtstypisch gedeutet und akzeptiert wird und die Mutter somit per se als zuständig für Kind und Haushalt abstempelt:

„Bis heute hat sich keine Form der Familienpolitik als besonders wirksam im Hinblick auf die Gleichheit von Männern und Frauen erwiesen. [...] Und die wachsende Verantwortung, die auf den Müttern lastet, verschlimmert die Situation nur weiter. Einzig eine gerechte Aufgabenteilung unter den Eltern vom Zeitpunkt der Geburt an könnten diesen Trend stoppen.“ (Badinter 2010: S. 126)

In dieser Hinsicht wurde deutlich, dass die kulturelle Praxis des Stillens nicht isoliert betrachtet werden kann – beispielsweise ausschließlich hinsichtlich möglicher gesundheitlicher Vorteile für das gestillte Baby – sondern mit zahlreichen Diskursen verknüpft ist. Dieser Verstrickung des Stillens mit Mutterschaftsdiskursen, neoliberalen Diskursen und Naturalisierungsdiskursen wurde in Kapitel 4.2 nachgegangen. Zunächst wurde die medial verbreitete plakative Gegenüberstellung von 'Rabenmutter' und 'Gluckenmutter' aufgegriffen. Am Beispiel des Stillens konnte gezeigt werden, dass die scheinbar auf der Hand liegende Zuordnung Glucke/Naturalismus und Rabe/Neoliberalismus eine unzulässige Komplexitätsreduktion darstellt. Denn auch der unter 4.1.1 näher ausgeführte Risikodiskurs steht in enger Verbindung mit der Förderung des Stillens – dieses wird also nicht nur von naturalistischen 'Glucken' oder 'Ökomüttern' befürwortet, sondern auch von neoliberalen Top Mums, die das Stillen als optimale und risikomindernde Investition in ihr Kind betrachten. Das Stillen, so wurde gezeigt, wird hier zu einem Projekt, das eng mit Kommerzialisierung, Leistungsdruck und Selbstdisziplinierung und -optimierung verbunden ist. Als weiteres Ergebnis konnte herausgearbeitet werden, dass neoliberaler Leistungsdruck und Naturalisierungen auch ineinandergreifen können. Dies wurde an zwei Beispielen verdeutlicht: Erstens an der Zahl von 98 Prozent der Frauen, die angeblich physisch in der Lage sind zu stillen, wodurch sich der Druck auf Mütter, eine erfolgreiche Stillbeziehung aufzubauen, erhöht. Klappt dies nicht reibungslos, wird ein enormer Aufwand betrieben, um dennoch stillen zu können – der 'natürliche' Vorgang wird auf diese Weise abhängig von technischer Unterstützung. Zweitens konnte anhand des populären Stillratgebers *Das Stillbuch* gezeigt werden, dass auch im Kontext naturalistischer Auffassungen von Mutterschaft und weiblicher Körperlichkeit neoliberale Rhetoriken der Selbstdisziplinierung und Leistungsoptimierung zu finden sind.

Eine auf der Grundlage solcher Beobachtungen gezogene Schlussfolgerung, die Praxis des Stillens sei folglich als 'konterrevolutionär' abzulehnen, verfehlt jedoch ihr Ziel. Nicht das Stillen an sich, sondern seine Instrumentalisierung durch naturalistische Diskurse auf der einen, neoliberale Diskurse auf der anderen Seite ist zu kritisieren. Bei der Entscheidung für oder gegen das Stillen sind Werte und Wünsche in den verschiedenen Lebensbereichen Mutterschaft, Partnerschaft, Karriere und sonstiges zu beachten. Abhängig von den individuellen Lebensumständen ist dies eine persönliche Entscheidung. Angesichts der in der vorliegenden Arbeit herausgearbeiteten Diskurse ist es hilfreich, eine Achtsamkeit für die mit dem Stillen verbundene Traditionalisierungsfalle zu entwickeln sowie selbstkritisch zu reflektieren, inwieweit der Wunsch nach einem schnellen Berufseinstieg ein persönliches Anliegen ist und in welchen Aspekten er nicht vielleicht eher verinnerlichte neoliberale Diskurse widerspiegelt, die ein Gefühl des für den Arbeitsmarkt verfügbar sein-Müssens oder der Optimierung des eigenen Lebenslaufes auslösen. Doch bei allem Respekt vor der Individualität dieser Entscheidung – und auch aller anderen Entscheidungen über Mutterschaft, Schwangerschaft, Geburt, Kindererziehung, Betreuungsfrage und Berufstätigkeit – darf nicht außer Acht gelassen werden, dass die Entscheidung zur Mutterschaft immer bedeutet, Verantwortung für einen weiteren Menschen zu übernehmen, der diese noch nicht alleine wahrnehmen kann. Die Anerkennung dieser Verantwortung beinhaltet folglich, dass jede Entscheidung nicht nur Vor- und Nachteile einer Sache für die Mutter, sondern auch die Vor- und Nachteile für das Kind und auch deren Verknüpfungen miteinander berücksichtigt: So ist die Entscheidung, eine ausgeglichene, berufstätige 'Flaschenmutter' statt einer frustrierten stillenden Mutter zu sein, vielleicht sowohl für Mutter und Kind die bessere, während in anderen Fällen womöglich das Stillen insgesamt die meisten Vorteile für beide mit sich bringt, auch wenn es für die Mutter deutliche Nachteile mit sich bringt. Die Tatsache, dass Babys ihre Bedürfnisse nur sehr indirekt mitteilen können, erschwert solche Abwägungsprozesse allerdings ungemein. Wichtig ist auch hervorzuheben, dass Entscheidungen dieser Art nicht rein mathematisch durch Abzählen der Pro- und Contra-Argumente erfolgen können, sondern stets eine große emotionale Involviertheit der Mutter oder auch beider Eltern berücksichtigen müssen.

Die Gefahr einer weiteren Naturalisierung von traditionellen Geschlechtereigenschaften hat darüber hinaus auch Konsequenzen für Frauen, die keine Mütter sind, sowie für die gesamte Gesellschaft: Denn werden Fürsorglichkeit, Sensibilität im Umgang mit anderen Menschen und Aufopferungsfähigkeit als typisch weibliche Eigenschaften aufgefasst, prädestiniert dies Frauen generell für die Übernahme von Sorgearbeit – und zwar nicht nur im familiären, sondern auch im gesamtgesellschaftlichen Rahmen. Schlecht bezahlte Berufe im Pflege- und Erziehungswesen bleiben auf diese Weise weiterhin in Frauenhand. In einer immer noch männlich dominierten Gesellschaft wird eine Aufwertung dieser Berufsfelder durch höhere Anerkennung und bessere Bezahlung dadurch nicht wahrscheinlicher. Zudem befördert gerade im Bereich der Elementarerziehung diese

genderstereotype Aufgabenverteilung die Persistenz bestehender traditioneller Vorstellungen von Geschlechterrollen und trägt diese so in die kommenden Generationen weiter.

Ein weiteres Thema, dem in der vorliegenden Arbeit nicht weiter nachgegangen werden konnte, ist die Frage nach dem Zusammenhang von Phänomenen wie der steigenden Popularität von Stoffwindeln, Windelfrei, Co-Sleeping, Freebirthing oder Langzeitstillen mit dem neoliberalen Risikodiskurs. Es wurde bereits angerissen, dass im Zuge dieses Diskurses Risiken individualisiert werden, wodurch Menschen nach Wegen suchen, um diese Risiken weitestmöglich zu minimieren. Dabei vermittelt 'die Natur' eine größere Sicherheit als beispielsweise die chemische Industrie. Können die oben aufgezählten Trends, denen ein allgemeines Verständnis als angeblich äußerst 'natürliche' Verhaltensweisen gemeinsam ist, im Kontext dieser durch einen Sicherheitsgedanken geleiteten Rückbesinnung auf das 'Ursprüngliche' und 'Natürliche' gedeutet werden?

An dieser Stelle kristallisiert sich jedoch auch ein Paradoxon heraus: Neben diesem Trend zur 'Natur' und zur Naturalisierung ist gleichzeitig eine gewisse 'Entnaturalisierung' zu beobachten. Als 'natürlich' markierte Vorgänge der Reproduktion werden nun ergänzt oder ersetzt durch als 'künstlich' markierte Vorgänge der modernen Reproduktionsmedizin. Durch Entwicklungen der Pränataldiagnostik wird eine verstärkte biopolitische Regulation von Schwangerschaften vorangetrieben. Moderne Reproduktionstechnologien führen zu einem veränderten Blick auf Elternschaft: So ermöglicht die Eizellspende beispielsweise die Aufspaltung der Mutterschaft in einen genetischen und einen gestationalen Teil, zu dem dann noch eine dritte Form von Mutterschaft, die soziale, hinzukommen kann. Welche Auswirkung hat diese Pluralisierung von Elternschaft auf traditionelle Geschlechterrollen und Mutter- und Vaterideale sowie aktuelle Vorstellungen von Familie? Welche Rolle spielt in diesem Zusammenhang die Vervielfältigung von Geschlechtsidentitäten? Angesichts dieser Fragen wird deutlich, dass Mutterschaft – oder allgemeiner: Elternschaft – gerade vor den Herausforderungen aktueller gesellschaftlicher und technologischer Entwicklungen ein produktives Feld kulturwissenschaftlicher Forschung bleiben wird.

1 Literaturverzeichnis

- Arnegger, Manuel/Spatscheck, Christian (2013): Jugendämter zwischen Ökonomisierung und zivilgesellschaftlichem Anspruch. In: Eger, Frank/Hensen, Gregor (Hg.): Das Jugendamt in der Zivilgesellschaft, S. 166-189, Basel/Weinheim: Beltz Juventa.
- Avishai, Orit (2007): Managing the Lactating Body: The Breast-Feeding Project and Privileged Motherhood. In: Qualitative Sociology, Bd. 30.2007, 2, S. 135-152. New York: Springer.
- Avishai, Orit (2011): Managing the Lactating Body: The Breastfeeding Project in die Age of Anxiety. In: Liamputtong, Pranee (Hg.): Infant Feeding Practices. A Cross-Cultural Perspective, S. 23-38. New York: Springer.
- Badinter, Elisabeth (1987): Die Mutterliebe. Geschichte eines Gefühls vom 17. Jahrhundert bis heute. München: dtv.
- Beck-Gernsheim, Elisabeth (1984): Vom Geburtenrückgang zur Neuen Mütterlichkeit? Über private und politische Interessen am Kind. Frankfurt am Main: Fischer.
- Beck, Ulrich (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Beck, Ulrich (1993): Die Erfindung des Politischen. Zu einer Theorie reflexiver Modernisierung. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Beck-Gernsheim, Elisabeth/Beck, Ulrich (1994) (Hg.): Riskante Freiheiten. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Beck, Ulrich/Giddens, Anthony/Lash, Scott (1996): Reflexive Modernisierung. Eine Kontroverse. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bereswill, Mechthild (2006): Geschlecht als Humanressource : Geschlechterpolitik zwischen Gleichheitsansprüchen und Ökonomisierung. In: Rehberg, Karl-Siegbert/Deutsche Gesellschaft für Soziologie (Hg.): Soziale Ungleichheit, kulturelle Unterschiede: Verhandlungen des 32. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in München, S. 2303-2311. Frankfurt am Main : Campus.
- BMFSFJ (2010) (Hg.): Kinderförderungsgesetz (KiföG). <http://www.bmfsfj.de/BMFSFJ/gesetze,did=133282.html> (01.02.2016).
- BMFSFJ (2015) (Hg.): ElterngeldPlus und flexiblere Elternzeit. <http://www.bmfsfj.de/BMFSFJ/familie,did=209870.html> (01.02.2016).
- Bohmeyer, Michael/Bruha, Susanne (2013): 50/50: Mutter, Vater, beide gleich? Ein Modell auf dem langen Weg zur Gleichberechtigung. In: Böckmann, Lukas/Mecklenbrauck, Annika (Hg.): The Mamas and the Papas. Reproduktion, Pop & widerspenstige Verhältnisse, S. 105-120, Mainz: Ventil.
- Boltanski, Luc/Chiapello, Ève (2013): Der neue Geist des Kapitalismus. Konstanz: UVK.
- Born, Claudia/Krüger, Helga (Hg.) (2001): Individualisierung und Verflechtung. Geschlecht und Generation im deutschen Lebenslaufregime. Weinheim/München: Juventa.
- Bourdieu, Pierre (1998): Der Neoliberalismus. Eine Utopie grenzenloser Ausbeutung wird Realität. In: Bourdieu, Pierre (2004): Gegenfeuer, S. 120-130, Konstanz: UVK.

- Bourdieu, Pierre (2004): *Gegenfeuer*. Konstanz: UVK.
- Bröckling, Ulrich/Krasmann, Susanne/Lemke, Thomas (Hg.) (2000): *Gouvernementalität der Gegenwart. Studien zur Ökonomisierung des Sozialen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bröckling, Ulrich/Krasmann, Susanne/Lemke, Thomas (2000): *Gouvernementalität, Neoliberalismus und Selbsttechnologien. Eine Einleitung*. In: Bröckling, Ulrich/Krasmann, Susanne/Lemke, Thomas (Hg.): *Gouvernementalität der Gegenwart. Studien zur Ökonomisierung des Sozialen*, S. 7-40. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bröckling, Ulrich (2002): *Das unternehmerische Selbst und seine Geschlechter. Gender-Konstruktionen in Erfolgsratgebern*. In: *Leviathan*, Jg. 30, Heft 2, S. 175-194.
- Bröckling, Ulrich (2007): *Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Böckmann, Lukas/Mecklenbrauck, Annika (Hg.) (2013): *The Mamas and the Papas. Reproduktion, Pop & widerspenstige Verhältnisse*. Mainz: Ventil.
- Dechant, Anna/Rost, Harald/Schulz, Florian (2014): *Die Veränderung der Hausarbeitsteilung in Paarbeziehungen. Ein Überblick über die Längsschnittforschung und neue empirische Befunde auf Basis der pairfam-Daten*. *Zeitschrift für Familienforschung*, 26 (2), S. 144-168.
- DGB-Bundesvorstand (2015) (Hg.): *Arbeitsqualität aus der Sicht von jungen Beschäftigten. 6. Sonderauswertung zum DGB-Index Gute Arbeit. Eine Studie von Dr. Johann Gerdes (SOWI Forschung) und Dr. Alexandra Wagner (FIA)*. Berlin: DGB.
- Dreyfus, Hubert L./Rabinow, Paul (1994): *Michel Foucault. Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik*. Weinheim: Beltz Athenäum.
- Eger, Frank/Hensen, Gregor (2013) (Hg.): *Das Jugendamt in der Zivilgesellschaft*. Basel/Weinheim: Beltz Juventa.
- Freudenschuß, Ina (2012): *Vom Recht auf Stillen zur Pflicht der Mutter: Elemente eines globalen Stilldiskurses*. In: *Gender: Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft* 4/2012. S. 138-145.
- Frohnhaus, Gabriele (1994): *Feminismus und Mutterschaft. Eine Analyse theoretischer Konzepte und der Mütterbewegung in Deutschland*. Weinheim: Deutscher Studien Verlag.
- Foucault, Michel (2000): *Die 'Gouvernementalität'*. In: Bröckling, Ulrich/Krasmann, Susanne/Lemke, Thomas (Hg.): *Gouvernementalität der Gegenwart. Studien zur Ökonomisierung des Sozialen*, S. 41-67. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (1994): *Das Subjekt und die Macht*. In: Dreyfus, Hubert L./Rabinow, Paul: *Michel Foucault. Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik*, S. 241-261. Weinheim: Beltz Athenäum.
- Foucault, Michel (2004): *Die Geburt der Biopolitik. Vorlesung am Collège de France 1978-1979*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Geissler, Birgit/Oechsle, Mechtild (1994): *Lebensplanung als Konstruktion: Biographische Dilemmata und Lebenslauf-Entwürfe junger Frauen*. In: Beck-Gernsheim, Elisabeth/Beck, Ulrich (Hg.): *Risikante Freiheiten*, S. 139-167. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Giddens, Anthony (1991): *Modernity and Self-Identity. Self and Society in the Late Modern Age*. Stanford:

Stanford University Press.

Haraway, Donna (1995): Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen. Frankfurt am Main; New York: Campus.

Haraway, Donna (1995): Situiertes Wissen. Die Wissenschaftsfrage im Feminismus und das Privileg einer partialen Perspektive. In: Haraway, Donna: Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen, S. 73-97. Frankfurt am Main; New York: Campus.

Hark, Sabine (2009): Heteronormativität revisited. Komplexität und Grenzen einer Kategorie. In: Kraß, Andreas (Hg.): Queer Studies in Deutschland. Interdisziplinäre Beiträge zur kritischen Heteronormativitätsforschung, S. 23-40. Berlin: trafo Wissenschaftsverlag.

Hark, Sabine/Villa, Paula-Irene (2010): Ambivalenzen der Sichtbarkeit – Einleitung zur deutschen Ausgabe. In: McRobbie, Angela: Top Girls. Feminismus und der Aufstieg des neoliberalen Geschlechterregimes, S. 7-16. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Hohendanner, Christian/Ostmeier, Esther/Ramos Lobato, Philipp (2015): Befristete Beschäftigung im öffentlichen Dienst. Entwicklung, Motive und rechtliche Umsetzung. Nürnberg: IAB.

Institut für Qualität und Wirtschaftlichkeit im Gesundheitswesen (Hg.) (2012): Periduralanästhesie (PDA) und Schmerzmittel zur Linderung von Geburtsschmerzen. <https://www.gesundheitsinformation.de/periduralanasthesie-pda-und-schmerzmittel-zur.2686.de.html?part=geburt-4u> (26.01.2016).

Knaack, Nicole/von der Ohe, Gudrun/Peters, Elke (2015): Stillen. Babys 1. Wahl. Informationsbroschüre herausgegeben von der Techniker Krankenkasse. Norderstedt: Merkur Druck.

Knittel, Tilmann/Henkel, Melanie/Krämer, Lisa/Lopp, Rosalie/Schein, Corinna (2014): Dossier Müttererwerbstätigkeit. Erwerbstätigkeit, Erwerbsumfang und Erwerbsvolumen 2012. Herausgegeben vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. Berlin: Prognose AG.

Kraß, Andreas (2009) (Hg.): Queer Studies in Deutschland. Interdisziplinäre Beiträge zur kritischen Heteronormativitätsforschung. Berlin: trafo Wissenschaftsverlag.

Krüger, Helga (2001): Geschlecht, Territorien, Institutionen. Beitrag zu einer Soziologie der Lebenslauf-Relationalität. In: Born, Claudia/Krüger, Helga (Hg.): Individualisierung und Verflechtung. Geschlecht und Generation im deutschen Lebenslaufregime, S. 257-299. Weinheim; München: Juventa.

Liamputtong, Pranee (2011) (Hg.): Infant Feeding Practices. A Cross-Cultural Perspective. New York: Springer.

Lemke, Thomas (2008): Gouvernamentalität und Biopolitik. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Lothrop, Hannah (2015): Das Stillbuch. München: Kösel.

Malich, Lisa (2013): Who's your mommy now? Nationalmütter, Fuckermothers und die Geschichte des Muttermythos. In: Böckmann, Lukas/Mecklenbrauck, Annika (Hg.): The Mamas and the Papas. Reproduktion, Pop & widerspenstige Verhältnisse, S. 17-33. Mainz: Ventil.

McDonald, Trevor (o.J.): <http://www.milkjunkies.net/> (23.01.2016).

McRobbie, Angela (2010): Top Girls. Feminismus und der Aufstieg des neoliberalen Geschlechterregimes.

Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

McRobbie, Angela (2013): Feminism and the New 'Mediated' Maternalism: Human Capital at Home. In: Feministische Studien 1/13, S. 136-143.

Mitchell, Juliet/Oakley, Ann (1986): What is feminism? Oxford: Basil Blackwell.

Tuider, Elisabeth (2010): Genderregime. Die Unternehmerinnen ihrer selbst. In: Bildpunkt. Zeitschrift der IG Bildende Kunst, Heft Frühling 2010, S. 27-29.

Rose, Nikolas (1996): Inventing Our Selves. Psychology, Power, and Personhood. Cambridge: Cambridge University Press.

Rosenbaum, Heidi (1982): Formen der Familie. Untersuchungen zum Zusammenhang von Familienverhältnissen, Sozialstruktur und sozialem Wandel in der deutschen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Rüling, Anneli (2008): Das Stillen: Traditionalisierung der Arbeitsteilung durch naturalisierende Deutungen von Geschlecht? In: Rehberg, Karl-Siebert/Deutsche Gesellschaft für Soziologie (Hg.): Die Natur der Gesellschaft: Verhandlungen des 33. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Kassel 2006. Teilbd. 1 u. 2. Frankfurt am Main: Campus.

Ryser, Vera (o.J.): Situated Knowledge. Auf dem Blog: Transdisziplinarität. Eine Bestandsaufnahme des Forschungsdiskurses. <http://blog.zhdk.ch/trans/situated-knowledge/> (01.02.2016).

Schadler, Cornelia (2013): Vater, Mutter, Kind werden. Eine posthumanistische Ethnographie der Schwangerschaft. Bielefeld: transcript.

Schneider, Frank Apunkt (2013): Stillstand oder von der ideologisch belasteten Muttermilch. Versuch einer viel zu spät durchgeführten Diskursanalyse. In: Böckmann, Lukas/Mecklenbrauck, Annika (Hg.): The Mamas and the Papas. Reproduktion, Pop & widerspenstige Verhältnisse, S. 133-146. Mainz: Ventil.

Schrupp, Antje (2010): Die Vielfalt weiblicher Lebensentwürfe. Auf dem Blog: Aus Liebe zur Freiheit. Notizen zur Arbeit der sexuellen Differenz. Post vom 28.09.2010. <http://antjeschrupp.com> (28.01.2016).

Schulze Bischoff, Karin (2015): Atypische Beschäftigung als Herausforderung für die Alterssicherung und die gewerkschaftliche Interessenvertretung. Ein europäischer Vergleich. Berlin: Friedrich-Ebert-Stiftung.

Schütze, Yvonne (1991): Die gute Mutter. Zur Geschichte des normativen Musters „Mutterliebe“. Bielefeld: Kleine.

Shorter, Edward (1977): Die Geburt der modernen Familie. Reinbek bei Hamburg: Rohwolt.

Stacey, Judith (1986): Are Feminists Afraid to Leave Home? The Challenge of Conservative Pro-family Feminism. In: Mitchell, Juliet/Oakley, Ann: What is feminism? S. 219-248. Oxford: Basil Blackwell.

Statistisches Bundesamt (2013): Jede fünfte Frau zwischen 40 und 44 Jahren ist kinderlos. Pressemitteilung Nr. 371 vom 07.11.2013. https://www.destatis.de/DE/PresseService/Presse/Pressemitteilungen/2013/11/PD13_371_126.html (02.02.2016).

Statistisches Bundesamt (2015): Verdienstunterschied zwischen Frauen und Männern in Deutschland weiterhin bei 22 %. Pressemitteilung Nr. 099 vom 16.03.2015.

https://www.destatis.de/DE/PresseService/Presse/Pressemitteilungen/2015/03/PD15_099_621.html
(15.09.2015).

Wolf, Joan B. (2011): *Is Breast Best? Taking on the Breastfeeding Experts and the New High Stakes of Motherhood*. London; New York: New York University Press.

Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliches Institut (2015): Weiblich, westlich, atypisch. Atypische Beschäftigung bleibt weit verbreitet: Fast vier von zehn Arbeitnehmern haben kein Normalarbeitsverhältnis. In: *Böckler impuls* 06/2015, S. 4. Düsseldorf: Hans Böckler Stiftung.

Eidesstattliche Erklärung für wissenschaftliche Arbeiten

„Ich versichere, dass ich diese Master-Arbeit selbstständig verfasst und keine anderen als die angegebenen Quellen und Hilfsmittel benutzt habe. Ich versichere, alle Stellen der Arbeit, die wortwörtlich oder sinngemäß aus anderen Quellen übernommen wurden, als solche kenntlich gemacht und die Arbeit in gleicher oder ähnlicher Form noch keiner Prüfungsbehörde vorgelegt zu haben.“

Lüneburg, 02.02.2016

Ann-Kathrin Mader

CD